

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 19 (1878)

Artikel: Aus dem Tagebuch eines Römerpilgers
Autor: Niederberger, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007813>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem Tagbuch eines Römerpilgers.

Vorspruch.

Es war am 3. Brachmonat 1827, da ist in Rom ein Geistlicher zum Bischof geweiht worden. Seit dem ist wohl mancher Tropf Wasser durch den Liber hinunter in's Meer geflossen und hat sich vieles geändert in Rom und anderswo; und von den Leuten, die bei dieser Bischofsweihe zugegen waren, werden wohl Viele schon längst mit Tod abgegangen sein. Hingegen dieser Bischof lebt, während ich das schreibe, noch und ist Anno 1840 Kardinal und nach dem Tod Gregors XVI. den 16. Brachmonat Anno 1846 sogar Papst geworden, in der ganzen katholischen Welt wohlbekannt und hochverehrt unter dem Namen Pius IX. Wenn Einer ein halbes Jahrhundert lang ein Amt bekleidete und war er auch nur ein gemeiner Rathsherr, so war das schon eine große Karität und es kam in die Zeitung und am Tag, wo die 50 Jahr um wären, gab's ein kleines Freudenfest in der Familie und vielleicht in der ganzen Gemeinde und gute Freund und O'vaterleut, wenn sie Verstand hätten, brächten ihm eine schöne „Verzehr“ und allerhand Gratulationen zum Jubelfest und der Kaplan müßte ihnen einen schönen Vers machen und ein paar schöne Vergißmeinnicht dazu malen und die Großkinder müßten's ihm deklamieren und einmal das „Freut Euch des Lebens“ dazu singen und ihm einen hübschen Strauß von Immergrün und schönen Blumen überreichen. Und die jungen Burschen in der Nachbarschaft meinten, ein paar Pfund Pulver sei der Rathsherr wohl auch noch werth und wenns der Gemeinderath nicht zahle, so zahlen's sie, es müsse halt nur etwas gehen. Und wenn noch eine alte Geige aufzutreiben war und natürlich ein Geiger dazu oder Einer mit der „Schwefelpfeife“, so gings lustig her am selben Abend. Und der gute Rathsherr möchte sagen, was er

mohte, die Leut thätens nicht anders. Sie meinten, 50 Jahr dem Land dienen und Freud und Leid mit der Gemeinde tragen und Dank und Undank erleben, sei keine Kleinigkeit; und er hab's nicht zu gut gehabt und es sei ihm oft genug unbillig ergangen und wenn er's mit den Leuten noch so gut gemeint, so hab er manchmal nichts daraus gezogen. Und ein Ehrenmann sei er gewesen durch und durch und mit Wissen und Willen hab er nie zu etwas Unrechtem geholfen und wenn man Rath und That nöthig gehabt, so hab man's bei ihm gefunden und Wittwen und Waisen hab er unterstützt. Den läberlichen Leuten sei er freilich nicht der Liebste gewesen, weil er's nicht mit ihnen gehalten, sondern für Glauben und Religion, für Sittlichkeit und Ordnung eingestanden, wie's einem Rathsherrn wohl ansteht. Drum sei's jetzt nichts als billig, wenn man ihm heut auch einmal eine Freude mache und diesen Ehrentag in aller Freundschaft und Gemüthlichkeit mit ihm verleve. So ungefähr würde eine rechtschaffene Gemeinde das 50jährige Jubiläum eines braven Rathsherrn feiern. Es ist sich also nicht zu verwundern, wenn die katholischen Völker aller Welttheile sich herzlich freuten auf den 3. Brachmonat 1877, als den Tag, an welchem ihr heiliger Vater, Papst Pius IX. sein Bischofsjubiläum feiern sollte. Es will etwas heißen, besonders in unserm Zeitalter, 50 Jahre lang Bischof zu sein. Und wenn man es ihm auch nicht machte, wie man es in der sogenannten freien Schweiz vielen Bischöfen gemacht, so hätt er noch Kummer und Sorgen genug und Undank und Unbilden im Ueberfluß. Und wenn dieser Bischof noch dazu Papst geworden und zwar ein Papst, wie Pius IX. Einer ist und bereits über 31 Jahre der Herde Christi als oberster Hirt so ruhmreich vorgestanden und das Schifflein Petri durch die Stürme und Wogen der Zeit

so glücklich geleitet; wenn er so Großes gethan für das Wohl und Heil Einzelner, wie ganzer Völker und so unsäglich Vieles gelitten für die hl. Sache der Kirche Gottes und noch als 86-jähriger Greis mit jugendlicher Kraft für Recht und Wahrheit streitet; und wenn er dazu ein Mann ist voll Milde und Güte gegen die leidende Menschheit, ein Vorbild für Tugend und Heiligkeit, voll Muth und Gottvertrauen, da, ja da ist's wohl am Platz, daß die kathol. Welt sein Jubelfest feiert und daß einem solchen Vater alle seine Kinder auf Gottes weiter Erde zu seinem Ehrentag gratulieren und ihm etwa ein Zeichen geben von ihrer Verehrung und Anhänglichkeit, von ihrer treuen Liebe. Aber das macht man nicht gern nur mit Tinte, Federn und Papier und schickt's über den Gotthard; nein, man möchte lieber selber nach Rom und es dem hl. Vater selber sagen und ihn um seinen Segen bitten für sich und die Seinigen. D'rum hat sicherlich im letzten Frühjahr gar Mancher mit sich im Stillen Rath gehalten, ob's ihm nicht möglich wär, auf den 3. Brachmonat nach der hl. Stadt zu gehen und am schönen Jubelfest des hl. Vaters persönlich theilzunehmen.

Einer von denen war auch der alte Kalendermacher aus dem Unterwaldnerland. Schon lang wär er gern einmal nach Rom gegangen; aber er hatte es noch nie dazu gebracht. Als nun das schöne Jubelfest des hl. Vaters immer näher kam und häufig in den Zeitungen zu lesen war, wie aus allen Ländern von Europa und selbst weither aus Amerika und andern Welttheilen zu diesem Jubeltag Pilger nach Rom kommen werden, so hats ihn, den alten verstockten Ultramontanen, aufs Neue hingezogen über die Berge zur ewigen Stadt; und er hat sich oft in stiller Abendstunde die Frage vorgelegt: Wie wärs, wenn du bei diesem Anlaß endlich auch einmal nach Rom giengest? Jetzt oder nie! Gehst du jetzt nicht, so gehst du nimmermehr. Und das Für und Wider wurde reiflich überlegt und der Katholik und der Priester wären gar gern gegangen und sehnten sich gar sehr, den hl. Vater zu sehen und die hl. Stätten von Rom und Italien zu besuchen. Aber sie konnten nicht allein gehen, sie mußten den schon etwas bejahrten Mann mit den Gebrechen und den Ungeschicklichkeiten des vorgerückten Alters auch mitnehmen

und der machte ein bedenklisches Gesicht zu diesem Plane; und nicht ganz ohne Grund. Wenn Einer schon als jung nie zu den Starken gehörte und jetzt bald 60 mal den Sylvesterabend erlebt hat, so geht er nicht mehr gern mehrere 100 Stunden weit in die Welt hinaus und je älter man wird, desto mehr meint man, daheim sei doch am schönsten. D'rum bringt man Einen in diesem Alter schon etwas schwer aus dem Haus heraus und weg von seiner liebgeordneten oder angewöhnten Lebensart. Und mag's noch so schön sein in jenem Land, wo die Cironen blühen und die schönen gelben Pomeranzen wachsen, so ist doch Manches anders, als daheim, ein andres Klima, andre Leut, ander Brauch und Ordnung, anders Speis und Trank, andre Berge oder weit und breit gar keine, was für einen Unterwaldner schon etwas heißen will. Was aber unserm Kalendermann die Reiselust bedeutend herabstimmte, das war der Umstand, daß er nicht italienisch kann und die Italiener nicht deutsch. Da hats ihn erst recht verdrossen und gereut, daß er in der Jugend nicht etwas „Welsch“ gelernt und er hätte das Wischen Griechisch, das man ihm in den Studentenjahren eingepaukt, gar gern mit etwas Italienisch vertauscht und noch ein anständiges Trinkgeld dazu gegeben. Aber es wollte eben Niemand mit ihm tauschen und da haben sie eigentlich Recht gehabt, denn sie hätten jedenfalls einen schlechten „Schick“ gemacht. In Anbetracht alles Dessen und wegen noch mancherlei andern „Eintemalen und Alldieweilen“, wäre bald der alte Spruch oben auf gekommen: Bleib du im Land und nähr dich ehrlich. Da hat dann endlich eine schöne Rebe durchschlagende Wirkung gethan. Der Vorstand unsers kantonalen Piusvereins meinte nämlich, es wäre denn doch am Platz, daß Nidwalden bei diesem Jubelfest des hl. Vaters, da ohne Zweifel alle kathol. Kantone dabei vertreten sein werden, nicht zurückbleibe; wenn man sich billigermaßen zur Ehre rechne, die Schlüssel Petri im Landeswappen zu haben, so sollte man bei einem solchen Anlaß, der wahrscheinlich nie wiederkehre, doch auch ein Lebenszeichen thun und durch eine Abordnung dem hl. Vater im Namen des kathol. Volkes Glückwünsche darbringen und ihn für Land und Leut um den apostolischen Segen bitten; Alles mit Mehrerm. Das hat die Reiselust wieder merklich

gesteift. Zu guter Zeit wurde noch ein schwerer Gewichtstein auf die Wage gelegt, der alle Bedenklichkeiten aufgewogen hat; es hatte sich nämlich ein guter Freund finden lassen, der es übernehmen wollte, die Reise mitzumachen und dem alternden Manne sein sichtbarer Schutzensengel zu sein, ihn auf Steg und Weg zu begleiten und Freud' und Leid mit ihm zu theilen. Er war wie geschaffen zu einem Reisegefährten nach Italien. Denn nebst seiner Körperstärke, mit welcher er auch einem Italiener Ehrfurcht einflößen mußte, hatte er sich in seiner Jugend soviel Sprachenkenntnisse erworben, daß er in allen unsern drei Nationalsprachen, also deutsch, französisch und italienisch „aufbegehren“ konnte, wenn man in Wirthshäusern und Kramladen recht impertinent „schinden“ wollte oder sonst was Unbilliges passirte.

Jetzt war der Entschluß gefaßt und nach paar Tagen wurde am Brunnen ausdisputirt, der Pfarrer wolle nach Rom und hinten im April schon verreisen und komme erst im Brachmonat wieder heim. Und nach paar Tagen sah man den Schneider und den Schuhmacher mit ihrem Maß in's Pfarrhaus gehen und der Bot brachte einen neuen Koffer, des Weggers eine handfeste Reisewurst, der Apotheker Brausepulver und Hofmannstropfen, die Polizei lieferte den Paß und das Signalement, die Sparkasse die gelben Bazen und der Drucker ein deutsch-italienisches Wörterbuch, um im Nothfall den weltbekannten, unverschämten Zubringlichkeiten italienischer Bettelungen und anderer Leute mit einigen landläufigen Grobheiten in ihrer Muttersprache aufwarten zu können.

Wir waren nun mit allem Nöthigen auf die Reise versehen, es fehlte nur noch die endgültige Marschroute. Es führen nämlich gar viele Wege nach Rom; man kann, wenn man will, über den Gotthard oder den Simplon oder über die Alpenpässe von Graubünden; auch über den Brenner kommt man dahin, ebenso durch den Mont-Cenis; zieht man die Wasserstraße vor, so geht man gegen Marseille und fährt über das Meer. Und da waren nun die Gelehrten nicht einig, welchen Weg wir wählen sollten. Wenn wir reisefundige Leute fragten, so hat uns fast Keiner gerathen, was der Andere. Und es gab wirklich bei jedem Weg ein „Für und Dawider“. Bei dem Einen war's näher,

aber beschwerlicher; beim Andern war's wohlfeiler, aber bei dieser Jahreszeit gefährlicher; beim Andern sicherer, aber theurer. Endlich haben wir uns für den Mont-Cenis entschieden; es war freilich nicht „am nächsten und unschädlichsten nach“, wie unser altes Landbuch für Fahrwege vorschreibt; aber item: Ein guter Krumm ist nicht viel um.

Nach diesem ziemlich langen Vorspiel will nun der Römerpilger den Lesern des Nidwaldner-Kalenders Etwas aus seinem Tagebuche erzählen; aber nur unter folgenden Bedingungen: Erstens soll ihm das Recht vorbehalten bleiben, an die manchmal sehr trockene Erzählung eine beliebige „Soose“ zu thun. Er wird dann freilich in diesem Jahr nicht fertig; wenn er aber das Leben hat, so wird er über's Jahr damit fortfahren wollen; sollte er aber, wie's Manchem begegnen wird, das nächste Jahr nicht mehr erleben, nun so tröst' Gott die lieben Seelen, und es mögen dann Andere erzählen, was sie in Italien gesehen und erlebt haben. Zweitens soll man von ihm nichts Gelehrtes erwarten; er hat keine wissenschaftliche Reise gemacht und weder Geschichte noch Geographie von Italien studirt, wer Freude daran hat, soll sich einfach ein Buch kaufen, welches davon handelt, es hat keinen Mangel daran. Unser Römerpilger hat einfach seine zwei mit einer guten Brille bewaffneten Augen mitgenommen und sie offen behalten und wenn er etwas Bemerkenswerthes gesehen oder erfahren, so hat er's aufnotirt und sich seine Randglossen dazu gemacht. Er hat ohne Zweifel Manches nicht gesehen, was Andere sahen; aber vielleicht auch Manches beobachtet, was Andern entgangen ist. Er wird also nicht erzählen, was in Italien zu sehen wäre, sondern was er gesehen hat und dann nach seiner Manier seine Gedanken dazu machen, bald geschliffen, bald ungeschliffen, wie's ihm eben dr'um ist. Darum zum Voraus nichts für ungut; es hat eben Jeder seine Art oder Unart und so auch

Der Kalendermacher
im Unterwaldnerland.

I.

Mein Reisegefährte und ich hatten unsre Abreise auf Montag den 23. April verabredet. Nachdem wir die hl. Messe gelesen und uns nachher auch körperlich gestärkt mit einem authentischen Unterwaldner-Kaffee — leider! für sieben lange Wochen das letzte — machten wir uns auf den Weg. Wie die katholische Kirche zu Allem, was sie thut und unternimmt, zuerst um Gottes Segen bittet und alle Schritte und Tritte ihrer Kinder durch Gebet und gute Meinung zu heiligen sucht, so hat sie auch im Brevier ein eigenes Gebet für den Priester, wenn er eine Reise machen will. Um dieses schöne Reisegebet zu verrichten und uns und all' die Unsrigen dem Schutz und Schirm der Himmelskönigin zu empfehlen, begaben wir uns noch auf einige Augenblicke in die „Lieb-Frauenkapelle unter dem Herd“. Unterdessen war die Post angespannt und wir mußten weiter. Es waren ziemlich viel Leut' und Rathsherren auf dem Dorfplatze und wollten in die Kirche gehen; denn es war heute der St. Georgen-Landrath; und es ist bei uns noch immer der schöne alte Brauch, daß an Rathstagen der regierende Hr. Landammann mit den Amtsleuten und die Rathsherren, ehe sie auf's Rathhaus gehen, einer hl. Messe beiwohnen. Man ist eben bei uns noch nicht so weit im Fortschritt, daß man meint, man könne Alles ohne Gott machen. Auch waren die „Rilchgenossen“ von Buochs bereits angelangt, die von Altersher an diesem Tag nach Stans „mit Kreuz“ kommen. Alles wünschte uns freundlich eine glückliche Reise und so konnten wir unter den Glückwünschen meiner jetzigen und meiner ehemaligen Pfarrkinder von bannen ziehen. Wenn ich mich auch sehr freute auf unsre Romfahrt, so will ich doch gerne bekennen, daß ich mich einer gewissen Wehmuth nicht erwehren konnte, als der Postillion mit der Peitsche knallte und es vorwärts ging, vorbei bei der lieben Pfarrkirche, in welcher ich getauft und gesirmt wurde, in welcher ich meine erste hl. Kommunion empfangen und meine erste hl. Messe gelesen und nun seit 20 Jahren als Seelsorger gewirkt habe. Wirfst du wohl sie wiedersehen und all' die Lieben, die deiner Ob Sorge anvertraut sind? Oder ist es vielleicht von der göttlichen Vor-

sehung dir beschieden, weit von der lieben Heimath aus diesem Leben zu scheiden und in fremder Erde zu ruhen? Das war die Frage, die sich mir aufdrängte; und als Antwort schwebte vor den Augen meiner Seele der evangelische Spruch: „Ihr wißt weder den Tag noch die Stunde“. Und diese Ungewißheit weckt wohl selten ein so wehmüthiges Gefühl in uns auf, als wenn man eine weite Reise vor sich hat. Und wenn ich damals gewußt hätte, was ich jetzt weiß, so wäre diese Stimmung noch trüber geworden. Denn in der That nicht Allen, die auf das Jubelfest des hl. Vaters nach Rom gepilgert, war es beschieden, ihre Heimath wieder zu sehen. Und gerade unter den Pilgern des geistlichen Standes hatte sich der Tod seine Opfer auserlesen. So sind, wie mir seither ein französischer Priester sagte, 4 Bischöfe aus Frankreich und ein Pfarrer aus dem Kanton St. Gallen in Rom gestorben. Und der unerbittliche Tod wollte auch aus der Reihe der heimwärtsziehenden Pilgerschaar noch ein weiteres Opfer haben. Es war dieß der durch seine ausgezeichneten Schriften, wie durch seine unermüdlige Thätigkeit zum Heil und Wohl der Gläubigen weitberühmte Bischof Ketteler von Mainz. Wir hatten ihn noch wiederholt in Rom gesehen, den großen ungebeugten Streiter für die hl. Sache der Kirche, trotz seiner 66 Jahre noch stark und rüstig. Auf der Heimreise wurde er krank und starb am 13. Juli in einem Kapuzinerkloster in Bayern. Gott habe sie selig diese wackern Pilger und helfe uns Allen, einst nach vollendeter Pilgerfahrt dieses Lebens sie wieder zu sehen in der ewigen Heimath! —

Aber jetzt ist einstweilen keine Zeit mehr zu solchen ernsten Gedanken; denn jetzt müssen wir sorgen, daß wir mit unserm Gepäck und all' unsern Siebensachen rechtzeitig auf's Dampfschiff kommen; denn wir sind ja schon in Stans stad; und ich hatte extra einen festen Vorsatz gemacht, auf unsrer Reise ja nie das Dampfschiff und die Eisenbahn zu verspäten. Und ich konnte bei meiner Rückkehr von Rom in dieser Hinsicht herzhast den Hut aus den Augen thun und wenn die Leute etwas boshaft mich fragten, ob ich die Eisenbahn und das Dampfschiff nie verspätet habe, mit einem entschiedenen Nein antworten. Einmal hat's freilich wenig gefehlt und wenn mein

sichtbarer Schutzengel nicht gewesen wäre, so wäre selbiges Mal die unverschämte Eisenbahn mir und Andern gerade vor der Nase auf- und davon gefahren. Es soll dann aber hiemit nicht etwa den Eisenbahnen übel nachgeredet sein. Erst wenn man eine weite Reise macht, merkt man, was für ein commodos Ding sie sind. Ehemals, als Unserlein' noch Student war und mit dem Habersack auf dem Rücken reiste, da hat man sich gewaltig tummeln müssen, wenn man in zwei Tagen von Luzern nach Bern wollte. Und jetzt hatte uns die Eisenbahn präzis in 3 $\frac{1}{2}$ Stunden dahin gebracht. Und was mir an der Eisenbahn sonst noch gefällt, das ist ihre Toleranz. Da können nicht nur die großen Herrschaften fahren, auch der gemeine Mann in seinem Bauernküttel, der arme Handwerker und Knecht und Magd, sie können Alle mit, wenn sie nur so Viel erübrigt haben, daß sie ihr Billet lösen können. Und wenn die Solothurner-Regenten und Andere von der gleichen Sorte in ihrer Weisheit das Sakrament der Firmung für staatsgefährlich halten und dem rechtmäßigen Bischof die Ausspendung desselben im eigenen Kanton verwehren, so erbarmt sich die Eisenbahn der lieben Kleinen und bringt sie zum großen Verdruß der Schriftgelehrten und Pharisäer zu ihrem geliebten Oberhirten, daß er ihnen die Hände auflege und sie stärke zum hl. Kampfe für den wahren, römisch-katholischen Glauben. Auch können, wenn sie zahlen, ein Jesuit neben einem Bundesrath, ein jurassischer Priester neben einem Berner-Regenten, eine Ordensschwester neben einem Genfer-Tyrannen, und römische Pilger, je mehr, je lieber, neben einem Garibaldianer im gleichen Wagen fahren; ja, wenn ich recht berichtet bin, so nimmt die Bern-Luzerner-Bahn selbst päpstliche Franken wieder an. Sie muß freilich noch manchen annehmen, bis alle ihre Schulden bezahlt sind. Indessen, das sind Sachen, die mich nichts angehen; mir ist sie nichts schuldig.

In Bern war eine gute halbe Stunde Halt, iust Zeit genug, um zu Mittag zu speisen, wenn man nämlich gute Zähne hat. Als ich vor wenigen Jahren einmal in Bern war, sah ich auf dem Bahnhof, wo man Billete bekommt, die Warnung angeschrieben, man soll sich vor Taschendieben in Acht nehmen. Mittlerweilen muß die Langfingerzunft in Bern erhebliche Fortschritte ge-

macht haben; denn jetzt hat man es für nöthig gefunden, eine solche Warnung vor Diebereien sogar im Speisesaal mit großen Buchstaben deutsch und französisch anzuschreiben. Mich hat allerdings diese Warnung nicht viel genützt; denn während ich das Zeug gelesen und meine Gedanken dazu gemacht, wurde mir mein Stod — gestohlen. Ich hätte freilich als kathol. Geistlicher etwas besser acht geben sollen; denn ich habe ja gewußt, daß unter dem jetzigen Regiment in Bern nichts Katholisches mehr sicher ist vor langen Fingern, nicht einmal die Kirchen- und Pfarrhäuser. Es soll aber damit nicht gesagt sein, daß mein Stod etwa in obrigkeitliche Hände gerathen sein möchte, denn bei denen ist mehr der „Knöpplisteckel“ in der Mode und das war der meinige nicht. Uebrigens thäte man den Bernern Unrecht, wenn man sie sammt und sonders verantwortlich machen wollte für die Gewaltthatigkeit, mit welcher den Katholiken ihre Kirchen und Alles, was drum und dran ist, weggenommen wurden. Es gibt unter ihnen gewiß auch viel Ehrenleut', die solches Unrecht tief bedauern und wenn sie Meister wären, es wieder gutmachen würden; aber heutigen Tages sind eben an vielen Orten die ehrlichen Leut' nichts Meister. Zum Glück wird aber wohl auch in Bern wie an andern Orten der Krug zum Brunnen gehen, bis er bricht. Man braucht eigentlich nur dem Radikalismus das Leitseil in die Hände zu geben und ihn ein paar Jahre so recht nach Herzenslust kutschiren zu lassen, so fährt er so unsinnig über Stod und Stein davon, daß es endlich auch dem Dickhäutigsten zu arg wird und daß am Ende ein Jeder, der noch gesunden Menschenverstand hat, bei sich selber denkt, so könne es denn doch in die Länge nicht gehen. Und wenn's einmal so weit ist, daß die Leut' wieder vernünftig denken, so ist zu hoffen, sie werden auch wieder ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen und es werden auch die Vernünftigen wieder einmal zur Meisterschaft kommen.

In dieser Hoffnung wurde ich bestärkt, als uns die Eisenbahn nach Freiburg brachte. Denn da habe ich mich erinnert, daß die guten Freiburger von anno 1847 an mehrere Jahre lang auch ein Regiment hatten, daß Gott erbarm'. Da hat man auch alles Recht mit Füßen getreten, die Ordensleut' verjagt, das Kirchengut ein-

gesackt, die Klöster aufgehoben, die Geistlichen und alle Gutgesinnten verfolgt, ja sogar den frommen Bischof bei Nacht und Nebel mit Landjägern aus seiner Wohnung weggeführt, ihn wie einen Verbrecher eingesperrt und nachher verbannt; Alles unter den Augen des Bundesrathes, der natürlich, weil's gegen einen katholischen Bischof und gegen ein braves, katholisches Volk ging, gar väterlich durch die Finger schaute und den ungerecht Verfolgten weder Schutz noch Recht gewährte. Und jetzt? Jetzt sind die damaligen Bundesräthe sammt ihren Klienten in Freiburg längst unter das alte Eisen geworfen; hingegen der greise Bischof von Freiburg ist schon lange wieder auf seinem Posten, hochgeachtet und geehrt und das Volk hat längst wieder eine katholische Regierung, welcher selbst verständige Protestanten ihre Hochachtung nicht versagen können. So kann es auch an andern Orten wieder besser kommen; denn rohe Gewalt wird selten alt; und Alters halber können wir's noch erleben, daß mancher verbannte Bischof wieder zu seinem Rechte kommt, während seine Dränger und Verfolger durch den Bach ab geschickt werden.

In Lausanne hatten wir Zeit, eine Erfrischung zu nehmen und zwar noch nach dem alten Maß. Die Waadtländer, scheint's, „erschlüpfen“ auch nicht auf das erste Donnern von Bern her. Wenn ich nicht irre, so haben sie beim Militär die „Epauletten“ immer auch noch nicht abgeschafft. Sie werden denken, sie wollen's g'rad behalten, bis sie wieder der Brauch werden; was etwa gar wohl möglich ist, wenn man in Bern alle Jahre ändert. Ich habe einen Bauern gekannt, der hat sich sein Lebtag gar wenig um die Mode bekümmert und Hoffart und Kleiderpracht war nicht sein Laster. Und der hat über 40 Jahre immer den gleichen Hut getragen und am Ende kam seine „Fason“ wieder zu Ehren und unser guter Bauer mußte es noch erleben, daß sein alter Hut nach der neuesten Mode war. Also numme nit g'sprengt! Das Alte kommt früher oder später wieder zu Ehren. Und das ist nicht etwa bloß mit den Kleidern so; es ist auch so mit dem, was Recht und Wahrheit ist. Da sitzen in unsern Tagen etwa ein paar Minister zusammen oder andere Leut' von der gleichen Sorte und schaffen mit einem Federzug Alles ab, was bisher als Recht und Wahrheit gegolten und meinen,

was Gott von Ewigkeit her festgesetzt, das sei jetzt veraltet und passe nicht mehr für unsere aufgeklärte Zeit und sie verstehen's besser, was Recht oder nicht Recht sei, wahr oder falsch und sie machen sich ein neues Recht und neue Wahrheiten; wenn man's aber näher betrachtet, so ist's nur Unrecht und Lüge. Aber früher oder später kommt das unterdrückte Recht doch wieder obenauf und die Wahrheit zum Siege. Es ist mit Wahrheit und Recht etwas Aehnliches, wie mit der Sonne. Wenn's im heißen Sommer ein Wetter geben will, da steigt am Stanserhorn eine schneeweiße Gewitterwolke auf, sie wird immer größer und immer größer und dunkler und finsterner. Auch der Pilatus macht ein trübes Gesicht und sendet seine schwarzen Gestalten als Hilfsstruppen in den Kampf gegen die liebe Sonne am Himmelszelt. Und die Wallenstöcke wollen auch dabei sein und ziehen einen gewaltigen Vorhang vor die Sonne, damit sie nicht mehr leuchte in's stille friedliche Thal. Und vom Bürgenstock bis zur Rigi und von der Rigi bis zum Buochserhorn werden alle Wolken aufgeboten und müssen ausrücken mit Sack und Pack, um gemeinsam Sache zu machen mit ihren Allirten von Nah und Fern gegen das Sonnenlicht. Im Sturmschritt marschiren sie auf unter gewaltigem Pfeifen und Tosen und es rollt recht grausig der Donner der Kanonen, daß es wiederholt durch Berg und Thal und dunkler wird's und immer dunkler, daß es angst und bange wird Allem, was da lebt und schwebt auf Erden. Man möchte meinen, jetzt hätten sie gewonnenes Spiel und die liebe Sonne soll nicht mehr scheinen, es soll Finsterniß herrschen auf Erden immerdar. Unterdessen wandelt ruhig die Sonne ihre Bahn und läßt sie toben und wüthen zu ihren Füßen, bis sie ihr Pulver verschossen und nun rückt sie auch in's Feld mit ihrem Strahlenheer, und bald sind sie durchbrochen die Reihen der schwarzen Gesellen; Einer um den Andern ergreift die Flucht; mit gewaltiger Macht säubert sie Thal und Berg von dem feindlichen Gesindel und nicht lange — so steht sie schöner und herrlicher, als zuvor, am hellen, blauen Himmel und sendet ihr liebes Licht erwärmend und stärkend auf die Erde nieder zur Freude und zum Trost der bangen Geschöpfe. So haben wir's schon tausendmal gesehen; doch immer und immer wieder hat sie den Sieg errungen,

die liebe Sonne; und wenn Alles sich gegen sie verschworen, das Licht, vom Ewigen angezündet, kann wohl auf kurze Zeit verhüllt werden, doch erlöschen wird es nie.

Ich weiß nicht recht, ob die herrliche Lage am Genfersee oder das alte Maß der Waadtländer mich in meinen alten Tagen noch zu solch einem dichterischen Unwetter begeistert hat. Aber item, so ist's und so geht's und kein Sturm und Ungewitter wird der Sonne Licht und Kraft zerstören. Und eben so wenig wird Recht und Wahrheit untergehen. An dem haben sie jetzt schon lang gearbeitet, daß die von Gott geoffenbarte Wahrheit und das ewige Recht, das vom Himmel gekommen, nichts mehr gelten soll auf Erden. Sie meinen, man könne das einfach verufen, wie man altes Geld verrußt und neues, gewöhnlich schlechteres, dafür macht. Aber bis jetzt ist's ihnen noch nie gelungen und wird ihnen nie gelingen; früher oder später trägt die alte, ewige Wahrheit doch den Sieg davon und das göttliche Recht kommt sicher einmal wieder zur Geltung; denn Derjenige, der Recht und Wahrheit vom Himmel gebracht, hat es ja gesagt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

III.

Wir hatten uns sonst vorgenommen, so viel möglich alle Nachtfahrten zu vermeiden; haben aber schon am ersten Tag eine Ausnahme gemacht, indem wir mit dem Abendzug von Lausanne nach Genf gefahren. Es paßte uns besser für unsern Reiseplan und dann konnten wir bei Nacht und Nebel in die Stadt Calvin's einziehen, was für Unserein unter dem jetzigen Regiment sehr zu empfehlen ist. Denn in Genf dürfen wohl die ärgsten Spitzbuben, besonders die von der höhern Corte, und die Pariser-Communarden und jeder Allemwelts-Revoluter unschaniert beim hellen heitern Tag herumlaufen und wenn ein fremder dem Zuchthaus entsprungen ist oder mit Noth demselben entgangen und er thut sich für einen altkatholischen Geistlichen aus und schimpft recht weiblich über Papst und Bischof, so wird er mit offenen Armen aufgenommen und die Landjäger und der Schloffer müssen gleich auf die Beine und für ihn die erste beste katholische Kirche sammt

Pfarrhaus aufbrechen, damit er da den leeren Stühlen predige und auf Kosten der beraubten Katholiken mit Weib und Kind ein müßiges Leben führe. Hingegen der katholische Bischof ist verbannt, seine Priester verfolgt und beraubt, auf die Gasse verstoßen, und dürfen nicht einmal das geistliche Kleid tragen; das brave kathol. Volk ist aus seinen Kirchen verdrängt, auf alle mögliche Weise geneckt und unterdrückt, Alles im Namen der Freiheit. Für was sind eigentlich auch die Bundesbehörden da? Oder haben sie Augen und sehen nicht? Oder gilt die Bundesverfassung nur für die Protestanten und Altkatholiken? Man müßte es bald meinen, wenn man sieht, wie sie's treiben da droben in Bern und in Genf. Wenn in Uri oder in einem andern kathol. Kanton gegen Andersgläubige nur der hundertste Theil von dem geschähe, was in Bern und Genf seit Jahren gegen die Katholiken geschehen ist, was gilt's, sie hätten schon längst Truppen auf dem Hals. — Wir sind übrigens ungeschoren davon gekommen und waren im Schweizerhof, wo wir übernachteten, gut und billig bedient. Als wir des andern Morgens bei Zeiten den Weg zur Eisenbahn eingeschlagen, bemerkte ich nicht weit von unserm Gasthof eine prachtvolle Kirche und fragte einen schlichten Arbeiter, was das für eine Kirche sei. Das ist unsre Liebfrauenkirche, sagte er; aber jetzt haben die „liberalen Katholiken“ sie uns gestohlen; sie, welche Jahr aus und ein fast nie in eine Kirche gehen. Uns hat man auf die Gasse verstoßen, weil wir nicht vom Papst und Bischof abfallen wollten. Aber früher oder später bekommen wir sie wieder; sie gehört uns vor Gott und der Welt. Das hat mir gefallen an dem armen Arbeiter und ich hab mich erbaut an dem Eifer, mit welchem er seine kathol. Ueberzeugung ausgesprochen. Ich glaube übrigens selber, die Zeit werde kommen, wo die Römisch-Katholischen wieder einziehen in diese, von ihnen erbaute Kirche. Aber gleichwohl hats mir weh gethan, daß es in der Schweiz möglich ist, eine Kirche denen zu nehmen, die sie mit unsäglichen Mühen und Opfern erbaut und sie denen zu geben, die auch keinen rothen Heller daran bezahlt und die sie auch gar nicht gebrauchen. Als ich vor mehrern Jahren einmal in Genf war und in dieser so schönen Liebfrauenkirche auf dem Hochaltar von weißem Marmor

jenes liebliche Marienbild bewunderte, welches Papst Pius IX. dieser Kirche zum Geschenk gemacht hat, da hätte ich wohl nicht gedacht, daß in so und so viel Jahren diese Marienkirche in die Hände von Leuten kommen werde, die vom Papst, und wie es scheint, auch von der Verehrung der Mutter Gottes nichts mehr wissen wollen und noch die Frechheit haben, sich „Christkatholisch“ zu nennen. Aber item, dem Radikalismus ist Alles möglich und noch viel dazu.

Von Genf an hatten wir unfreundliches Wetter; es schneite auf den nahe gelegenen Bergen; und zu der trüben Witterung paßte auch die Gegend. Der Rhone entlang trafen wir viel unfruchtbaren Boden an; wenig Mattland; viel Hügel und Felsen; doch in einiger Entfernung sieht man noch schöne Güter. Die Häuser sind durchweg wüst und klein, ganz von Stein gebaut und gemahnten mich viel an das alte Engelberger-Zollhaus im Grafenort, wie's früher war. Manche Häuser haben nur auf einer Seite etwa zwei Fenster und überhaupt ein düsteres Aussehen. Die Eisenbahn fährt meistens der Rhone entlang und da trifft man häufig Spuren von Ueberschwemmungen aus früherer und späterer Zeit, bald sumpfiges Land, bald steinig, versandeten Boden, wo fast nichts wächst, als Weiden und Pappeln. Es wäre schwer auszurechnen, was unsere Gewässer Jahr für Jahr im In- und Ausland für Schaden thun! Und das Allerärgste ist noch das: Wir Schweizer versehen unsere Nachbarstaaten mit Wasser und sie schicken uns dann häufig um schweres Geld als sogenannten Wein und anderes „Gesüß“ faßweise wieder zurück. Und was es da erst für Schaden thut, an Leib und Seel, an Geld und Gut, das hat noch Keiner ausgerechnet.

In Bellgarde war Paß- und Habersack-Visite. Es wird wohl so sein müssen; aber sonst ist das etwas Lästiges, wenn man da all' seine Siebensachen auspacken soll, damit die Herren sehen, ob man nichts zum Verzollen bei sich habe. Wir konnten uns übrigens nicht beklagen; der Zollbeamte hatte kaum hineingeschaut, so konnten wir wieder gehen; und so war's auf unsrer ganzen Reise. Ich hatte überhaupt schon bei frühern Reisen oft die Beobachtung gemacht, daß man's bei dieser Gepäck-Visite gegen die Geistlichen nicht besonders genau nimmt. Es scheint, die Leut

halten uns doch noch für besser, als wir oft in den Zeitungen „verschreit“ werden.

Wer an die prächtigen Matten des Stanserhobens gewohnt ist, und die hübschen Bauernhäuser im Unterwaldnerland, dem muß eine Fahrt von Genf nach Culoz sehr langweilig vorkommen, besonders wenn es regnet und die Berge noch einmal hinten im April die Winterkappe über die Ohren herabziehen. Um so mehr heiterte sich unsre Stimmung auf, als nun, nachdem wir Culoz passiert hatten, die Eisenbahn an dem Gestade eines schönen 4 Stunden langen blauen Sees dahin brauste. Ich weiß nicht, warum ein schöner See auf Jedermann einen so wohlthuenden Eindruck macht. Die Aussicht von einem Berge mag noch so schön sein, wenn sich kein See dem Auge darbietet, so ist man nicht ganz befriediget. Ein Kurhaus mag noch so hübsch gelegen sein, wenn kein See in der Nähe ist, so fehlt Einem etwas. Ein Landschaftsgemälde, die Szenerie eines Theaters spricht immer am meisten an, wenn ein See darin vorkommt. Es mag vielleicht daher kommen, weil sich der schöne blaue Himmel darin abspiegelt.

Zum schönen See gesellte sich nun auch besseres Wetter; auch die Gegend verschönernte sich und mehr und mehr zeigte sich die Pracht des Frühling. Von Chamberi an standen die Apfelbäume in voller Blüthe; das herrliche Grün auf den Matten, die dichtbelaubten Nußbäume und das schöne Gelb des blühenden Lemat in den Gärten erfreuten wirklich Aug und Herz. Und um uns die lange Weile vollends zu vertreiben, war in unserm Wagen ein sehr freundlicher Stadtberner eingestiegen, der ebenfalls auf einer Reise nach Italien sich befand. Und weil er vom Militärleben her mit Einigen von unsern Landleuten bekannt geworden war, so machten wir nun auch sofort Bekanntschaft mit ihm. Ich weiß nicht, wie es Andern geht, aber mir kommen die Stadtberner durchweg als gutmüthige Leute vor und wenn man sie von Oben herab nicht immer hegte, so ließen sie gewiß auch die Katholiken im Frieden leben.

Es war gut, daß wir angenehme Unterhaltung hatten, denn jetzt wurde die Gegend von Ortschaft zu Ortschaft wieder langweiliger; das steinige Arabien kann kaum öder und langweiliger sein; dazu kommt ein Tunnel nach dem andern; ich

habe in kurzer Zeit etwa 9 nach einander gezählt. Auch machte das Wetter wieder ein sehr trübseliges Gesicht, es fing sogar an zu schneien. Und um das Maß voll zu machen, waren wir jetzt in Modane, der letzten Station Frankreichs, angekommen und mußten da wieder einmal unser Gepäck visitiren lassen. Doch kam uns auch da das geistliche Kleid wieder wohl, die Beamten waren sehr höflich und die Sache war bald abgethan.

Nun stiegen wir wieder auf's Dampfroß und vorwärts ging's dem Mont-Genis zu. Der alte Napoleon hatte hier eine hohe Bergstraße angelegt. Aber heutigen Tags ging das den Leuten viel zu langsam; sie meinten, wenn man Volk und Geld genug hätte, so könnte man da ein großes Loch durch den Berg hindurch machen und mit der Eisenbahn hindurch fahren. Da wird wohl Mancher den Kopf geschüttelt haben, als er das erstemal von diesem Projekt in der Zeitung gelesen. Aber item, sie haben angefangen zu „lochen“ und zu bohren auf beiden Seiten des Berges und haben gebohrt und gebohrt Jahr aus und ein und nach vielen Jahren sind sie mitten im Berg zusammen gekommen und das Loch war gerathen und seither sind schon Tausende und Tausende glücklich und wohlbehalten mit der Eisenbahn hindurch gefahren. Es ist aber gleichwohl etwas Unheimliches, so fast eine halbe Stunde lang durch einen Berg hindurch zu dämpfen! Man darf nicht daran denken, wie schrecklich es wäre, wenn da in dieser unterirdischen Höhle zwei Eisenbahnzüge zusammenstießen würden, oder wenn der Tunnel während der Fahrt zusammenstürzte! Es hat sich das leider! wie man in den Zeitungen gelesen, da und dort auch schon ereignet und hat namenloses Elend gebracht. Nun, Gott Lob! wir sind glücklich hindurch gekommen. Aber während der langen unterirdischen Fahrt, wo man schon wegen dem furchtbaren Geräusch sein eigen Wort nicht hört, hatte man Zeit, sich allerhand Gedanken zu machen. Da ist mir unter Anderem in den Sinn gekommen, wie weit man es im Rechnen und Messen gebracht hat, daß sie bei einem fast 3 Stunden langen Tunnel von beiden Seiten des Berges arbeiten können und die rechte Richtung nicht verfehlen, sondern exakt zusammen treffen. Da müssen sie jedenfalls einen bessern

Rechner gehabt haben, als bei der Entlebucher-Bahn, wo sie bei einer verhältnißmäßig kleinen Tunnelbaute schön beieinander vorbeigefahren sind, ohne etwas von einander zu merken. — Dann hab' ich auch wieder gedacht, wie viel Opfer an Zeit und Geld und auch an Menschenleben ein solcher Tunnel und überhaupt die Eisenbahnen kosten; und wie Viel man zu Stande bringt, wenn man mit vereinten Kräften, mit Opferwilligkeit und Ausdauer an Etwas arbeitet. Und wie viel Gutes und Nützliches könnte für Zeit und Ewigkeit zu Stande gebracht werden, wenn Alles einig wäre und Geld und Opfer nicht sparte. Aber es ist eben heutigen Tags noch um kein Haar besser, als vor 1800 Jahren, wo der göttliche Heiland einmal sagte: „Die Kinder der Welt sind klüger in ihrer Art, als die Kinder des Lichtes“. Es sind wohl Viele, welche das Gute wollen, das heißt, sie sind froh, wenn ander' Leut' etwas Gutes und Rechtes einrichten, aber sie selber reut' jeder Baken, den sie daran geben sollten. Dann gibt's umgekehrt wieder Solche, die halten kein Tuch für gut, als wenn sie selber den Faden dazu gesponnen; was andre Leut' machen und wirken, ist Alles nichts werth. Was nicht von ihnen ausgegangen, was nicht sie in's Leben gerufen, das taugt nicht. Wenn Andre etwas Gutes und Rechtes zu Stande bringen wollen, so halten sie ihnen in's Geheim noch ein Bein vor, damit ja nichts aus der Sach' werde. An dieser Klippe hat schon unsäglich viel Gutes gescheitert. Endlich gibt's Viele, die wollten aufrichtig und ohne Eigen-Interesse das Gute und wären bereit, selbst große Opfer zu bringen. Aber es ist Niemand, der es versteht, die kleinen Bächlein in einen Strom zusammen zu leiten und so verlaufen sie im Sand und das angestrebte Gute bleibt ein frommer Wunsch. Es geht heut zu Tage häufig, wie ich vorhin von der Entlebucher-Bahn ein Beispiel angeführt. Es wird von verschiedener Seite viel „gelochet“ und gebohrt, aber sie kommen nicht zusammen. Da muß ich mir die Franzosen loben; sie sind sonst auch nicht die, so immer einer Meinung sind. Aber das muß man ihnen lassen, wenn sie etwas Großes und Rechtes im Plan haben, da halten sie zusammen, wie Ein Mann, nämlich die guten Katholiken. Da haben sie vor paar Jahren ausdisputirt, wenn's besser werden

soll in Frankreich mit Glauben und Religion und auch sonst, so müssen sie nothwendig etliche gutkatholische Hochschulen einrichten; denn die jetzigen seien nichts werth und wirken nur für den Unglauben. Aber das Ding kostet Geld wie Stein. Und der lange Krieg mit Deutschland hatte allweg den Franzosen ihre Kassen nicht gefüllt und von den fünf Milliarden, welche sie an Deutschland zahlen mußten, hat ihnen der Bismarck sicher keinen rothen Kreuzer zu Gunsten einer kathol. Universität nachgelassen. Da war's also jedenfalls keine Kleinigkeit, das Projekt durchzuführen; und wir Schweizer hätten muthmaßlich gemeint, der Gedanke wär' schön, aber einstweilen müsse man die Sache Gott und der Zukunft überlassen. Aber die Franzosen waren anderer Meinung und haben gedacht, wie gut und freigebig auch der liebe Gott sei, so werde er ihnen doch schwerlich ein paar kathol. Hochschulen fix und fertig vom Himmel heruntersinken lassen, wie den Kindern Israels das Manna in der Wüste; und die Zukunft wisse man nicht, wem sie gehöre; man müsse also selber Hand an's Werk legen und dann werde Gott mit seinem Segen auch helfen. Gesagt, gethan; und in Kurzem war mit Gott und vereinter Opferwilligkeit das Geld beisammen und sie konnten das schöne Werk schon bald in's Leben rufen. Da könnte die kathol. Schweiz auch einmal von den Franzosen etwas lernen. Wenn sie in Paris eine dumme Mode anfangen, da geht's allemal nicht lang, so haben wir sie auch bis auf die hohen Berge hinauf und da fragt kein Mensch, was es kostet. D'rum meinte ich, wenn sie etwas Gutes und Gescheides einrichten, so sollten wir auch einmal probiren, ob wir's nicht auch zu Stande brächten. Ich für mich wollte einmal gern die paar Fränkli, die's mich nach bundesrätthlicher Rechnung noch an's Gotthardloch zu zahlen trifft, an eine katholische Hochschule hergeben; und wenn's alle katholischen Schweizer so machten, so hätten wir schon einen schönen Wagen Geld beieinander und die Gotthardbahn würde am Ende gleich gebaut.

Gottlob! jetzt fing's wieder an zu tagen; wir waren glücklich aus dem großen Loch heraus und ich konnte meine unterirdischen Gedanken mir auf's Tagbuch notiren zu Nutz' und Frommen des Kalenders und anderer Leut'.

Wenn Einer zum erstenmal durch eine Gegend reist und kommt eben aus einem großen Tunnel wieder heraus an's Tageslicht, so sperrt er gewaltig die Augen auf, um sich das unbekannte Land, das sich ennet dem Berg vor ihm aufthut, mit einem Blick zu übersehen. Und da gibt es oft, wie in einem Theater, einen überraschenden Szenen-Wechsel. Es trifft's nicht selten, daß man aus einer dünnen, öden Gegend nun plötzlich in eine wunderschöne Landschaft kommt und natürlich umgekehrt aus einer herrlichen Lage in eine wahre Wüstenei. Und da braucht dann Einer kein besonderer Denker zu sein, so kann er sich ein schönes Gleichniß von Tod und Ewigkeit daraus machen. Das Leben wird ja oft mit einer Reise verglichen; und da haben's die Leut' gar unterschiedlich. Den Einen geht ihre Lebensfahrt meistens durch blumenreiche Auen, wie durch ein Land, das von Milch und Honig fließt; sie wissen sich Alles zu verschaffen, was da Aug und Herz erfreut; und sie fahren immer erster Klasse mit Dienerschaft und großem Gefolge. Es fehlt ihnen nichts an Genuß und Bequemlichkeit. Den Andern geht ihre Lebensreise fast immer durch dürre Heiden, wo keine Rosen blühen, wo immer nur die sieben magern Jahre, wenn sie um sind, wieder von vorn anfangen. Doch es kommt für Beide, es kommt für Alle einmal der letzte, große Tunnel und es wird stockfinstere Nacht, die Nacht des Todes und ist man hindurch durch die dunkle Pforte, so heißt es: Aussteigen! meine Herrschaften! Letzte Station! die Station der Ewigkeit. Und was nun weiter kommt, das mag Einer selber nachlesen in seinem Katechismus, oder, wenn er will, im Evangelium vom reichen Prasser und vom armen Lazarus am Donnerstag in der zweiten Fastenwoche. Jedenfalls wird's da an Ueberraschungen nicht fehlen. Hat da manch' Einer in seinem Leben sich in den Kopf gesetzt, ennet dem letzten Tunnel sei nichts mehr und es gäb' kein' Gott und Ewigkeit; todt sei todt; und was man da dem Volke von Himmel und Höll' sage, sei nur Unsinn und von den Geistlichen erfunden. Und er meint, er sei für nichts Anderes auf der Welt, als wegen gut Essen und Trinken und was man sonst gern thut. Und jetzt kommt plötzlich auch auf seiner Lebensfahrt der letzte Tunnel und er muß hindurch, er mag wollen

oder nicht. Und ist er hinüber, so steht er nun zu seinem Schrecken, daß doch die Geistlichen Recht gehabt; denn plötzlich steht er vor dem ewigen Richter, der da „einem Jeden vergelten wird nach seinen Werken und der da Gewalt hat, Leib und Seele in die Hölle zu stürzen.“ Oder ein Andern hat Gewalt empfangen von Oben zu Schutz und Schirm des Guten und zur Bestrafung des Bösen. Nun kehrt er in seinem Uebermuth die Sache um; er schützt und schirmt das Böse und verfolgt und unterdrückt das Gute. Die hl. Kirche selbst, von Gott gestiftet zum Heil und Wohl der ganzen Menschheit, soll ihm unterthan und in Allem zu Willen sein. Und weil sie das nicht will und nicht kann, so braucht er Gewalt und tritt mit Füßen ihre hl. Rechte, verfolgt sie in Haupt und Gliedern, zerstört wie ein Barbar, was sie geschaffen im Lauf der Zeiten zum Heil der Seelen und zur Wohlfahrt der Völker. Aber eh' er's vermuthet, steht er vor dem letzten Tunnel, wo Alle hindurch müssen, Groß und Klein, und Keiner mehr zurück kann, und ist dem Gerichte desjenigen verfallen, „dem alle Gewalt übergeben ist im Himmel und auf Erden.“ Da mag wohl die Enttäuschung eine bittere, eine schreckliche sein! —

Aber anderseits wird auch für Viele beim Ausgang aus dem letzten, großen Tunnel die wunderschöne Aussicht in die Ewigkeit eine unendlich freudenvolle werden. Haben's doch so Viele gar elend auf der Welt; nichts als Kummer und Sorgen und keinen bessern Menschen auf Erden, als den Andern, und wenn sie noch Einen haben, so stirbt er ihnen noch, oder wird ihnen um böser Reden willen abgeneigt. Während andere Leut' im Ueberfluß leben, haben sie nichts zu heißen und zu brechen, und während Andere Geld haben, so genug wie Stein, müssen sie um ein paar Fränkeln die ganze Woche streng arbeiten und dabei oft noch Leib und Leben wagen. Aber Ein's haben sie doch, sie haben Glauben und Vertrauen auf Gott; sie sind zufrieden mit der Anordnung Gottes und tragen in Geduld ihr schweres Kreuz; sie beten und arbeiten und denken dabei an ihren lieben Heiland, der ja auch arm geworden aus Liebe zu uns und nicht murrte und nicht klagte, wenn es ihm übel erging auf Erden. Sie wissen gar wohl, daß ja Alles einmal endet hienieden, Leib und

Freud' böse und gute Tage und daß denen, die Gott dienen und treu verharren auf dem Kreuzwege, einst dort oben ein besseres, ewiges Leben bevorsteht. Und so kommt dann auch für sie nach langer, mühsamer Lebensfahrt der letzte Tunnel, der sie erlöst von Armuth und Noth und sie hinüberführt in jenes Land, wo keine Thränen mehr fließen, wo kein Schmerz mehr sein wird, keine Trauer und kein Tod, sondern Freude nur und seliges Leben! — Oder es sind wieder Andere schwer gebrückt und verfolgt um ihres Glaubens willen; vielleicht verstoßen und verbannt aus der lieben Heimath und hinausgeworfen in die weite, unbekannte Welt, weil sie meinten, man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Umsonst rufen sie den Schutz derjenigen an, die da den Eid geschworen auf Verfassung und Gesetze, welche die Freiheit des Glaubens gewährleisten; umsonst sind all' die Klagen der ganzen Heerde, die nach ihrem Seelenhirten schreit, umsonst das Bitten und Flehen der Kranken und Sterbenden, die den letzten Trost der hl. Religion verlangen. Kalt und trozig werden sie überall abgewiesen und für sie gibt es kein Recht bei den Herrschgewaltigen dieser Erde. Und hätten sie noch so viele Beweise abgelegt von ihrer Treue und noch so oft ihr Blut und Leben eingesetzt für's Vaterland, es hilft Alles nichts, für sie gibt es weder Dank noch Anerkennung, für römische Katholiken hat man nicht die gleiche Elle, kein gleiches Recht, wie für andere Menschenkinder. Und so sind sie an vielen Orten geheßt und gejagt, wie ein armes Wild und finden keine Gerechtigkeit und kein Erbarmen, so lang sie leben auf der Welt. Doch anders wird es werden, wenn einst der letzte Tunnel sie führt zur letzten Station, in jenes unvergängliche Reich, wo Recht und Wahrheit auf ewig triumphirt und wo der verfolgten Unschuld die Siegespalme gereicht wird von Demjenigen, der da gesagt hat: „Selig sind, die da Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich.“

III.

Es möchte nun Einer meinen, wenn man aus dem langen Tunnel des Mont-Cenis heraus komme, so habe man ein wahres Paradies vor sich. Aber das ist weit gefehlt; die Gegend ist

immer noch sehr steinig. Auch sieht man viele Spuren von großen Verheerungen, welche der Fluß Dora durch seine Ueberschwemmungen angerichtet hat. Um die Fahrt noch langweiliger zu machen, löst wieder ein Tunnel den andern ab. Doch Eines ist gut, daß man mit dem Dampfroß fahren kann und das eilt im Schnellschritt mit Einem davon über Stock und Stein, durch Schluchten und Hügel. Da und dort gewahrt man zwar mitten im Steingeröll bereits kleine Weinberge. Allmählig wird's besser und nach einigen Stunden waren wir eigentlich aus dem Winter in den herrlichsten Frühling versetzt. Eine prächtige Landschaft that sich vor uns auf; Wiesen und Felder standen in einer Pracht, wie bei uns in guten Jahren um Mitte Mai. Dazu hatte sich das Wetter vollständig gebessert, kein Wölklein trübte den schönen blauen Himmel. Hier und da sieht man, um das Gemälde zu vervollständigen, auf hohen Hügeln, die Ruinen eines Schlosses aus uralter Zeit. Und da war es besonders Eines, welches durch seine Großartigkeit und durch seine herrliche Lage unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es stand auf einer hohen, kahlen Felsenspitze, so daß man sich verwundert, wie da die Leute hinauf gekommen sind. Und doch sind da im Laufe der Jahrhunderte gar Viele hinauf gestiegen und zwar nicht etwa bloß Gensjäger oder gewöhnliche Bergsteiger, sondern auch andre Leut', die nicht bloß wegen der schönen Aussicht da hinaufgegangen und am Abend wieder herunter; nein, sie sind broben geblieben alle Tage ihres Lebens und haben da in völliger Zurückgezogenheit von der Welt gebetet und betrachtet und studirt und gearbeitet zur Ehre Gottes und zu ihrem und anderer Menschen Seelenheil. Es war eben ein Kloster, genannt die Abtei von St. Michael. — Nun, allen Respekt vor Demjenigen, dem es in den Sinn gekommen, da broben ein Kloster zu bauen; denn da muß es sich gut gebetet haben und der feierliche Psalmengesang hat sich da ohne Zweifel auch gut ausgenommen. Ich habe nicht erfragen können, ob das Kloster noch existire oder ob es aufgehoben ist. Wenn's Vermögen gehabt, so wird's die italienische Regierung wohl gefunden haben; denn wo es Etwas zu nehmen gibt, da ist ihr kein Berg zu hoch, keine Schlucht zu tief, kein Ort zu heilig und kein Alterthum

zu ehrwürdig. Und doch stecke sie in den Schulden bis über die Ohren hinaus und das arme Volk muß steuern, daß es ihm den Schweiß auspreßt. Es muß doch etwas Wahres sein an dem alten Spruch: „Unrecht' Gut thut niemals gut!“ —

Aber jetzt heißt es schön still sein und kein Wort mehr von solchen staatsgefährlichen Gedanken, denn wir sind ja angelangt in der ehemaligen Residenz des Königs „Ehrenmann“, in Turin. Fürwahr eine hübsche Stadt, wohl eine der schönsten in Italien; mehr als hübsch genug für den Viktor Emanuel, er hätte sich da wohl leiden können und nicht gebraucht, dem Papst und der ganzen Christenheit ihre Hauptstadt wegzunehmen. Und wer weiß, ob er sich nicht schon hundertmal nach Turin zurückgewünscht hat? Das königliche Schloß in Turin ist ja gar so schön, jedenfalls viel schöner, als der Quirinal in Rom, aus dem er den Papst vertrieben, um selber darin zu wohnen. Und dann wär's doch etwas Eigenes, vom Vater sel. Ererbtes, wo er doch ruhig schlafen könnte, während er, wie man uns in Rom gesagt hat, im Quirinal kein Aug' zuthun könne und darum auch selten oder nie dort übernachtete. Und nur wegen dem Beten wird er schwerlich nach Rom gegangen sein; und sonst hätt' er das auch in Turin thun können. Ist ja im königlichen Schloß eine prachtvolle Kapelle und sonst kein Mangel an schönen Kirchen in Turin. Was mich im Königs-Pallast besonders angesprochen hat, ist jener Saal, wo die alten Porträts aus der königlichen Familie aufbewahrt werden. Da möchte man fast meinen, man sei in einem Kloster. Da sieht man Bischöfe, Ordensmänner, Klosterfrauen, sogar Jesuiten, die in ihrem Leben in großem Ruf der Heiligkeit gestanden. Es nimmt mich Wunder, was wohl der Viktor Emanuel allemal denkt, wenn er etwa nach Turin kommt und in diesen Saal geht und da seine Vettern und Vafen aus guter alter Zeit betrachtet, er, der so viele Klöster aufgehoben, so viele Bischöfe verfolgt und so viele religiöse Anstalten zertrümmert hat. Ich kann natürlich nicht wissen, was er dabei denkt und ob es ihm nicht ein wenig schwer macht, jene Anstalten zerstört zu haben, welche durch das fromme Gebet und die hohen Tugenden seiner seligen Anverwandten geheiligt worden sind.

Auch das Porträt seiner frommen Mutter ist da; und wenn man all' diese ausgezeichneten Personen aus dem Königshaus betrachtet und daneben einen flüchtigen Blick auf das Porträt Viktor Emanuels wirft, so kann man wahrlich nichts dafür, wenn Einem in den Sinn kommt: Da ist einmal der Apfel weit vom Baum gefallen! —

Man muß sagen, der königliche Pallast in Turin ist schön, und wenn man all' den schönen „Hausrath“ und all' die Kostbarkeiten, die da aufgehäuft sind, etwas näher anschauen wollte, so würde man den ganzen Tag nicht fertig. Und doch, wenn ich in Turin eine Behausung auslesen könnte, die wäre mir nicht die erste. Wir haben eine andere gesehen, die mir viel besser gefallen. Es sind zwar dort keine Spiegel von $4\frac{1}{2}$ Meter Höhe und entsprechender Breite, wie im Königs-Pallast, keine fein vergoldete Sessel, keine Zimmerdecken von Kristall, keine Möbel von kostbarem Gestein, keine Stiegen von herrlichem weißem Marmor, überhaupt keine Pracht und Kostbarkeit, sondern Alles einfach und ärmlich, wie in einem Kapuzinerkloster. Und just ein solches war's, nämlich das Kloster auf dem sogenannten Kapuzinerberg. Nun das muß man durchweg den Klosterleuten in Italien und anderswo lassen, wenn irgendwo ein hübsches Plätzchen für ein Klosterlein war, sie haben's gefunden. Eine schönere Lage, als der Kapuzinerberg bei Turin, kann man sich kaum denken. Wir waren also bald einig, am frühen Morgen da hinauf zu gehen, um daselbst die hl. Messe zu lesen und nachher die schöne Aussicht zu genießen. Und wir mußten es nicht bereuen. Die hochw. Väter nahmen uns freundlich auf und nachdem wir Gott gegeben, was Gottes ist, begaben wir uns in's Freie, um uns nun auch ein wenig die Welt anzusehen. Und der Himmel war uns günstig; denn es war ein herrlicher Frühlingmorgen und die Vögel sangen in Busch und Wald ihre Lieder, daß es eine Freude war. Das Kloster liegt auf einem schönen, bewaldeten Hügel und von da aus hat man eine wunderschöne Aussicht. Unten fließt langsam und ernst der Po vorbei; an seinem Ufer liegt die schöne, große Stadt, aus welcher die vielen Kirchtürme majestätisch hervorragen; weiterhin eine prächtige Landschaft und im fernen Hintergrund

eine Kette von Schneegebirgen, beleuchtet von der goldenen Morgensonne. Es hat uns nicht wenig angeheimelt, als wir durch ein großes Fernrohr diese mit ewigem Schnee bedeckten Berge, unter ihnen z. B. die schöne Gruppe des Monte Rosa, uns näher ansehen konnten. D'rum sind wir fast gar mit einem kleinen Anflug von Heimweh wieder von dannen gezogen, um uns noch ein wenig in der Stadt herumgehen zu lassen. In der ersten Kirche, in die wir eingetreten, ward eben die Schulmesse gelesen. Die Kinder waren beaufsichtigt von einem Lehrer im geistlichen Gewande; der machte ihnen Alles vor, was sie zu thun hatten. Doch thaten sie auch Manches, was er ihnen nicht vormachte. So z. B. als wir möglichst still und geräuschlos in die Kirche eingetreten, lehnten sich Alle um, um zu sehen, wer da komme; und so fast jedesmal, wenn die Thüre aufging. Man merkte wohl, daß das junge Volk auch schon italienisches Blut in seinen Adern hatte. Uebrigens soll damit nicht gesagt sein, daß Alle italienisches Blut haben, welche es so machen; es kann das eben auch beim Unterwaldnerblut vorkommen. Was mir aber gut gefallen, war das, daß jedes Kind ein Gebetbüchlein in der Hand hatte; und ich dachte, das wäre an andern Orten auch schön. — Als wir weiter gingen, begegneten wir einer feierlichen Prozession; eine lange Reihe von Domherren und andern Geistlichen und Seminaristen bewegte sich durch die Stadt; es war eben St. Markus-Tag. Die italienische Regierung hat sonst die Prozessionen verboten. Aber es scheint, das Domkapitel von Turin wird der Meinung sein, das gehe die Regierung nichts an; und da hat es Recht. Wenn's Militär und andere Leut' und allerlei Vereine mit Musik oder Gesang durch die Stadt ziehen dürfen, so wüßte ich nicht, warum das den Geistlichen nicht auch erlaubt sein sollte, namentlich in Italien, wo sie jeden Klappen und Bazen zehnmal versteuern müssen. Uebrigens hat es mir geschienen, daß das Volk gar keinen Anstoß an diesen Prozessionen nimmt; denn es hat sich ganz ruhig dabei verhalten.

Der Weg führte uns nun zur Kathedral-Kirche. In derselben wird in einer eigenen Kapelle hinter dem Hochaltar ein Theil vom Leichentuch des Heilandes aufbewahrt. Wir hätten dasselbe so gern gesehen; aber solche Reliquien

zeigt man nicht Jedem und nicht alle Tage; und da kann nicht jeder Kaplan oder Pfarrer aufmachen; denn die Schlüssel liegen in den Händen des Erzbischofs und des Königs. Nun das ist ganz recht, daß man zu solchen Heiligthümern die bestmögliche Sorge trägt; in Italien ist sonst nicht Alles am sichersten. — Als wir nach einem stillen Gebet und längerer Besichtigung der Kirche uns beim Eingang derselben noch einmal niedersehten, um ein wenig auszuruhen, machten uns drei kleine Mädchen durch einen glücklichen Einfall nicht geringe Freude. Die guten Kinder wollten Weihwasser nehmen; aber der Weihwasserstein war zu hoch für ihre kleine Postur; und als rechte Katholiken wollten sie doch das Weihwasser haben. Was machen? Nach einiger Verlegenheit ergriffen die zwei Größern das Kleinste, hoben es mit vieler Anstrengung in die Höhe, bis es mit seinem Händchen das Wasser erreichen konnte. Jetzt hatten sie's gewonnen. Das gute Kind tauchte seinen Finger in's geweihte Wasser und benetzte nacheinander seine eigene Stirne und die Stirnen der zwei Andern und nun machten sie schön und andächtig das hl. Kreuz und zogen getrost von dannen. Gott segne die lieben Kleinen und erhalte sie in ihrem kindlichen Glauben!

Diese guten Kinder sind übrigens ein Abbild des italienischen Volkes; denn Glauben haben die Italiener, das muß man ihnen lassen; und wer da meint, das italienische Volk protestantisch oder gar „altkatholisch“ machen zu können, der kann jedenfalls Lärm und Gähnen und Kosten an sich selber haben. Der Italiener ist entweder römisch-katholisch, oder dann gar Nichts. Namentlich findet man wohl selten in einem Land eine so große Verehrung zur Mutter Gottes, wie in Italien. So haben wir in Turin mehrere prachtvolle Kirchen zu Ehren Maria gesehen und ihre Altäre waren überall, besonders im Monat Mai, mit großem Aufwand geziert und immer sind Andächtige da, welche vor ihren Bildnissen beten. Eine sehr besuchte Kirche in Turin ist besonders „Maria zum Trost“. Es befindet sich dort ein berühmtes, hochverehrtes Muttergottes-Bild. Dahin wallfahrten Hohe und Niedere in ihren Nothen und Anliegen. Dieß war besonders der Fall zur Zeit der Cholera Anno 1835. Aus Dankbarkeit für die erhaltene Hülfe haben

dann die Turiner mit großen Kosten neben der Kirche eine hohe Granitsäule mit einem prachtvollen Marmorbild der Mutter Gottes aufgerichtet. Es gereichte uns zu großem Trost, in dieser Kirche die hl. Messe zu lesen und uns und all' unsre Pflegempfohlenen dem Schutz und Schirm der so mächtigen Trösterin der Betrübten empfehlen zu können. Bevor wir die Kirche verließen, zogen noch zwei kostbare Statuen, von herrlichem weißen Marmor kunstvoll gearbeitet, unsre Aufmerksamkeit auf sich. Es waren zwei Königinnen von Piemont, beide im Jahre 1855 gestorben; die Eine ist Maria Theresia, die Mutter Viktor Emanuels, die Andere Maria Abelheid, seine erste Gemahlin. Sie sind in knieender, betender Stellung dargestellt, als hätten sie der Mutter Gottes etwas zu klagen.

Aber eigene Leute sind die Italiener gleichwohl. Heut' errichten sie der Mutter Gottes eine Statue, morgen eine andere irgend einem geschwornen Feind der Kirche. So haben sie in Turin dem Cavour ein Denkmal errichtet, welches bedeutend über eine halbe Million Franken gekostet hat. Nun meinetwegen, ich habe nichts daran bezahlt. Aber was mich geärgert, ist das, daß sie dem Bild einen Denktzettel in die Hand gegeben und darauf seine Heuchlerworte geschrieben: „Die freie Kirche im freien Staate.“ Ja wohl, eine schöne Freiheit, wie sie die Kirche in Italien genießt! Wenn das Freiheit ist, daß man ihr Alles nimmt, ihre Klöster und Anstalten ausplündert, ihre Ordensleute verjagt, ihre heiligsten Rechte mit Füßen tritt, ihre Gerichtsbarkeit abschafft, ihr geheiligtes Oberhaupt für mundtobt erklärt und seiner Wirksamkeit alle möglichen Hindernisse in den Weg legt, ja wenn das Freiheit ist, nun dann ist die Kirche frei, sehr frei in Italien und dann hat Cavour sein Denkmal wohl verdient. Es scheint, die italienischen Regenten seien bei unsern Bernern und Genfern in die Schule gegangen. Doch das darf ich nicht zu laut sagen; denn unser Gastwirth ist ein Berner und zwar ein sehr respektabler Mann, der uns zu unsrer vollen Zufriedenheit und billig bedient hat und wenn ich wieder einmal dahin ginge, so würde ich abermals dem „Grand Hotel von Turin“ nachfragen.

IV.

Habs schon gesagt: Die Eisenbahn ist ein commodos Ding, wenn man auf Reisen ist. Und das hab ich wieder gedacht, als wir von Turin nach Mailand gefahren. Denn wenn man diese Strecke von drei bis vier Tagereisen zu Fuß oder in einem Postwagen machen müßte, so wäre das ohne Zweifel sehr langweilig. Es ist zwar eine schöne, fruchtbare Landschaft, aber sie bietet für den Reisenden, besonders für unserein aus den Bergkantonen, zu wenig Abwechslung. In einer ungeheuren Ebene reiht sich ein Kornfeld an das andere, oder eine Matte an die andere. Den guten italienischen Bauern wird das schon recht sein; denn eine schöne Matte und ein hübsches Kornfeld und gut Wetter und den Segen Gottes dazu, ist allweg nicht zu verachten; und wenns den Reisenden zu langweilig ist, so sollen sie daheim bleiben.

Als wir nach Vercelli kamen, ist mir eine Begebenheit in den Sinn gekommen, die man mir vor bald 40 Jahren als eine wahre Geschichte erzählt hat. In den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts suchte eines Abends ein reisendes italienisches Ehepaar mit einem holden kleinen Knaben in einer Schweizerstadt bei einer braven katholischen Familie um Nachtherberge nach. Aus christlicher Barmherzigkeit erhielten sie Obdach und Verpflegung. Des andern Tags entfernten sich die Fremdlinge mit der Bitte, man möchte doch ihren Knaben zurückbehalten und besorgen, bis sie nach abgethanen Geschäften wieder zurückkehrten. Ihre Bitte wurde gewährt, der Knabe konnte bleiben, aber seine Eltern — kehrten nie mehr zurück und man wußte nicht, was aus ihnen geworden. Was sollte nun aus diesem Kinde werden? Auf die Gasse verstoßen konnte man es nicht und seine Heimath war völlig unbekannt, und der Knabe war zu jung, um etwas davon sagen zu können. Da erinnerten sich die braven Leute an das Wort des Heilandes: „Wer ein solches Kind aufnimmt, der nimmt mich auf.“ Sie faßten den Entschluß, das Knäblein zu behalten und Elternstelle an ihm zu vertreten. Sie behandelten das Kind, wie wenn es ihr eigenes wäre. Unter sorgfamer Pflege wuchs der Knabe heran, ging dann, als er das erforderliche Alter erreicht hatte, unter einem angenommenen Namen

in die Schule und machte gute Fortschritte. Als er seine Primarschule vollendet hatte, äußerte der talentvolle Junge den Wunsch, zu studiren. Seine guten Pöfelgellern scheuten kein Opfer, um ihm zu seinem Glück zu verhelfen und schickten ihn in die Lateinschule. Nachdem er die untern Klassen mit gutem Erfolg durchgemacht und auch Philosophie studiert hatte, entschloß er sich zur großen Freude seiner Pöfelgellern, Priester zu werden und begab sich zum Studium der Theologie in das bischöfliche Seminarium. Als die Zeit heranrückte, wo er die hl. Weihen empfangen sollte, wurden noch einmal Nachforschungen gemacht, um wo möglich seinen Heimathort zu ermitteln. Zu diesem Ende machte er in Begleit eines seiner Professoren eine Reise nach Italien, in der Hoffnung, es könnten dabei dem jungen, lebhaften Manne vielleicht doch einige dunkle Erinnerungen aus seinen ersten Kinderjahren auftauchen und in Folge dessen etwas Näheres über seinen Geburtsort u. s. w. erfragt werden. Sie waren schon mehrere Tage auf Reisen, ohne auch die mindeste Spur von seiner Herkunft erfragen zu können. Sie setzten ihre Reise fort. Als sie nun eines Tages in eine Stadt kamen, war es unserm jungen Seminaristen, wie wenn man von einem Traume erwacht. Er wußte nicht, was es Täuschung oder Wirklichkeit, aber Eint und Anderes kam ihm wie nicht ganz unbekannt vor. Je weiter er ging und je mehr er sich die Straßen und Häuser anschaute, desto mehr stiegen dunkle Erinnerungen in ihm auf; Als sie endlich zu einem Brunnen kamen, glaubte der junge Mann sich deutlich zu erinnern, daß er als Kind oft an der Hand seiner Mutter, wenn sie Wasser holte, dahin gegangen und auch sonst hie und da mit andern Kindern daselbst herumgelaufen sei. Und je länger er die Lage und die ganze Umgebung des Brunnens in's Auge faßte, desto mehr ward es ihm zur Gewißheit, daß er hier seine ersten Kinderjahre verlebt habe. Obwohl er die väterliche Wohnung nicht mehr genau bezeichnen konnte, so war doch anzunehmen, daß dieselbe in der Nähe zu suchen sei. Unsre Reisenden wendeten sich nun an die Behörden der Stadt, um daselbst vielleicht etwas Weiteres zu erfahren. Ihr Gang war nicht umsonst. Denn es konnte aktenmäßig nachgewiesen werden, daß vor so und so vielen Jahren ein Stadtbürger N. N. mit

seiner Ehefrau und einem Knäblein in der Nähe des benannten Brunnens in dem und dem Haus gewohnt habe, daß sie aber eines Tages fortgezogen und daß man seither nichts mehr von ihnen gehört habe. Da nun die Zeit und alle Umstände genau übereinstimmten, so war nun für unsern Seminaristen ein Heimathort gefunden und sein wahrer Name ausgemittelt. Freudig kehrte er ins Seminar zurück, wurde zum Priester geweiht, ward Professor und später Domkaplan und starb vor einigen Jahren in vorgerücktem Alter. Gott habe ihn selig! Er hat mir während einer längern Krankheit, wo mir nicht gestattet war, auszugehen, durch sein leutseliges Benehmen und seinen guten Humor manche frohe Stunde bereitet.

Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so war Vercelli seine Vaterstadt; doch ist es möglich, daß ich mich irre; denn es ist schon gar lange seither. Aber item, die Geschichte ist wahr und ich erinnerte mich lebhaft an dieselbe, als uns die Eisenbahn nach Vercelli brachte. Und ich habe gedacht, wie doch die Wege Gottes so wunderbar sind, auf welchen Er die Menschen zu ihrem Ziele führt! —

Doch jetzt von etwas Anderm. Als Unserer noch Student in Engelberg war, da haben wir fast keinen Tag lieber gehabt, als den Samstag. Aber da könntet Ihr lange rathen, bis Ihr müßtet, warum. Ich will es also gerade selber sagen; der Grund ist allerdings nicht etwa im höhern Geistesleben zu suchen, sondern weit unten in der Küche, was man einem Studenten mit gutem Appetit schon zu gut halten wird. Da hatte uns allemal unser lieber Bruder Nikolaus am Abend eine ausgezeichnete Platte in Milch gekochten Reis zubereitet. Gott vergelts ihm! Aber damals hatte ich nie gedacht, daß ich einst als Römerpilger mit eigenen Augen sehen würde, wo dieses gute und gesunde Nahrungsmittel gepflanzt wird. Und doch ist es nun so gekommen. Von Vercelli an sieht man viele Reisfelder. Die eigentliche Heimath des Reises soll Ostindien sein. Nun wird aber auch in Spanien, Italien, besonders in der Lombardei, und andern warmen Ländern von Europa ziemlich viel Reis gepflanzt. Eigenthümlich ist, daß die Reisfelder im Frühling wenigstens zwei Monate lang unter Wasser gesetzt werden müssen, sonst gedeihen sie nicht.

Reis ist eine sehr ergiebige Getreideart, hat viel Ähnlichkeit mit dem Weizen, wird auch gebroschen, wie bei uns das Korn und ist für die Landbevölkerung ein hauptsächliches Nahrungsmittel.

Ist die Gegend von Turin nach Mailand etwas einförmig, so ist sie desto reicher an Erinnerungen aus der neuesten Geschichte. Da sind es namentlich zwei Orte, welche dem Reisenden den Wechsel und die Unbeständigkeit irdischen Glückes lebhaft ins Gedächtniß rufen: Novara und Magenta, die nur einige Stunden weit von einander entfernt sind. Im Jahre 1849 war der Vater Viktor Emmanuels, König Carl Albert, mit seinen Piemontesen gegen die Oesterreicher unter Radetzki ausgezogen. Bei Novara kam es zu einer blutigen Schlacht. Die Piemontesen wurden geschlagen und König Carl Albert fand für gut, noch selbe Nacht abzutanken und auszuwandern und starb auf fremder Erde. Zehn Jahre später hatte die Revolution einen Bundesgenossen gefunden an Napoleon III. Das Glück hatte die Oesterreicher verlassen; sie erlitten bei Magenta eine schwere Niederlage und nach einigen verlorren Schlachten war für sie die schöne Lombardei verloren. Nicht weit vom Bahnhof sieht man einige Kreuze, welche die Grabstätten der vielen Gefallenen bezeichnen. In der Mitte derselben steht auf einem Hügel eine einfache Kapelle und daneben ein Weinhaus. Sie dauerten mich die armen Gefallenen und ich weihte ihnen aus ganzem Herzen ein aufrichtiges: Herr! gieb ihnen die ewige Ruh und das ewige Licht leuchte ihnen! Uebrigens hat dieser Sieg über die Oesterreicher dem Napoleon wenig eingetragen. Er wurde hochmüthig, hat den Papst seinen Feinden überliefert, und der Hochmuth kommt vor dem Fall. Elf Jahre nach dem Sieg über Oesterreich wurde er bei Sedan von den Deutschen geschlagen und mit seinem ganzen Heer gefangen genommen und starb in fremden Banden an gebrochenem Herzen. Wem's vorbehalten ist, den deutschen Kaiser, wenn die Reihe an ihn kommt, ebenfalls zu demüthigen, kann jetzt noch Niemand wissen; aber mir wärs Angst, wenn ich an seiner Stelle wär. Die Kirchenverfolger haben auf die Dauer kein Glück. Der Kaiser von Rußland hats auch erfahren und Andere mehr.

Der Dom! der Dom! rief mein Reisegefährte;

er hatte recht; wir waren nahe bei Mailand und majestätisch strahlte hoch in der Luft, wie vergoldet das Bild der Gottesmutter auf dem hohen Thurm des herrlichen Domes von Mailand. Angekommen in der schönen Hauptstadt der Lombardei hatten wir eine große Auswahl von Gasthöfen, die ihre hübschen Wagen uns und anderen Leuten bis zum Bahnhof entgegen gesendet hatten, um uns für Geld und gute Worte eine Nachtherberge und was sonst einem Reisenden wohlthut, anzubieten. Als wackere Eidgenossen wählten wir den Gasthof „zu den 3 Schweizern.“ Und wir mußten es nicht bereuen. Der Wirth, selbst ein Schweizer aus dem Kanton Tessin, hat uns sehr freundlich aufgenommen und uns zur vollen Zufriedenheit bedient. Nachdem wir den Mohr möglichst weiß gewaschen — denn bei einer langen Fahrt auf der Eisenbahn wird man vom Staub und Kohlendampf ein halber Neger, war unser erster Gang in's bischöfliche Seminarium, um da gewissenhaft einem wackern Landsmann recht viele Grüße von Daheim auszurichten und ihn mit Erlaubniß der Obern zu unserm Dolmetsch' und Wegweiser in Mailand zu angaschiren. Der gute Xaver ließ sich ohne große Mühe dazu erbeten, und da wir ein möglichst ehrliches Gesicht machten, so erhielt er auch ohne Widerrede die Erlaubniß, uns während unserm kurzen Aufenthalt in Mailand zu begleiten. Und er hat's brav gemacht und uns kreuz und quer durch die schöne Stadt geführt, bis hinauf zur Mutter Gottes auf der höchsten Spitze des Domes und hinaus zu den lieben Todten auf dem schönen Friedhof. Unser erstes Geschäft war übrigens, uns zu erkundigen, wie wir's machen müssen, um am folgenden Morgen im Dom in der unterirdischen Kapelle des hl. Carolus Borromäus die hl. Messe lesen zu können. Unser Dolmetsch, der sich hierüber erkundigte, hinterbrachte uns nicht geradezu die tröstlichste Antwort, man hatte ihm gesagt, wir müssen hiefür die Erlaubniß des Erzbischofs nachsuchen und der sei diesen Abend schwerlich mehr zu sprechen und am frühen Morgen geben die Bischöfe und Pfarrerherren auch nicht gerne Audienzen; denn dieß sind gar oft die einzigen freien Augenblicke, wo sie ihre Breviere beten können. Um aber doch unser Möglichstes zu thun, wollten wir wenigstens noch einen Versuch machen und begaben

uns noch selben Abend in den erzbischöflichen Palast mit dem Empfehlungs-schreiben von unserm hochw. Bischof in der Hand. Da aber der Erz-, bischof und auch sein Kanzler abwesend waren so mußten wir unverrichteter Dinge wieder fort und faßten den Entschluß, einen Tag länger in Mailand zu bleiben, denn als katholische Schweizer wären wir nur sehr ungern verreist, ohne den Trost zu haben, am Altare desjenigen die hl. Messe zu lesen, dem die katholische Schweiz und vorab unser Heimathland so außerordentlich Vieles zu verdanken hat. Des andern Morgens waren wir schon bei Zeiten auf den Füßen und begaben uns in den Dom. Auf einer schönen Marmortreppe gelangten wir in die Kapelle des hl. Carolus hinunter, wo soeben eine heilige Messe angefangen hatte. Da wir keine Erlaubniß hatten, hier die hl. Messe zu lesen, so wollten wir wenigstens eine anhören und an dieser gnadenreichen Stätte, wo der hl. Leib des großen Beschüzers der katholischen Schweiz auf dem Altare ruht, uns und all' die Unsrigen und unser liebes Vaterland seiner mächtigen Fürbitte anempfehlen. Als nun die Messe bald zu Ende war, kam der Sakristan, oder wer es war, der im Chorrock am Altare diente, auf uns zu und fragte uns sehr freundlich, ob wir allfällig die hl. Messe lesen wollen. „Mit größter Freude!“ sagten wir, „aber wir haben noch keine Erlaubniß.“ „Ja, wenn Sie Schriften haben, so kann ich es Ihnen schon erlauben,“ entgegnete er. Schnell wiesen wir unsere Empfehlungen von Chur ihm vor und als er sie flüchtig gelesen, sagte er uns, daß Alles in Ordnung sei und daß wir gleich nach der folgenden Messe Einer nach dem Andern an den Altar gehen können. Man kann sich denken, wie sehr es uns freute, so unverhofft eines so großen Trostes theilhaftig zu werden. Ich meine fast, der hl. Karl hat uns das erbetet, weil wir aus der katholischen Schweiz kamen, welcher er in seinem Leben mit so großer Liebe zugethan war.

Nachdem wir die hl. Messe gelesen, zündete der freundliche Mann eine Fackel an, um uns die kostbare Kapelle und auch den hl. Leib des hochverdienten Kirchenfürsten auf dem Altare in der Nähe besehen zu lassen. Wohl ist kein Land so reich an kostbaren Reliquien und hl. Leibern, wie Italien. Und da könnte man meinen, die

Italiener würden, weil solche Heiligthümer ihnen nichts mehr Seltsames sind, allmählig die Ehrfurcht vor denselben verlieren und mit ihnen gleichgültig und handwerksmäßig umgehen. Das ist aber nicht der Fall. Sie halten sie in hohen Ehren, wie wir durch ganz Italien oft zu beobachten Gelegenheit hatten. Zu ihrem Schmucke werden Gold und Silber und Edelsteine nicht gespart. So rechnet man, diese kleine Kapelle des hl. Karl mit all' ihren Kostbarkeiten habe einen Werth von 4 Millionen Franken. Auch besteht der fromme Gebrauch, daß mit dem Vorzeigen der Reliquien jedesmal eine Verehrung des Heiligen verbunden wird. Wer den Schrank öffnet, wo die Heiligthümer aufbewahrt werden, ist mit dem Chorrock bekleidet; auch werden Kerzen angezündet; dann knieet man nieder und verrichtet gemeinschaftlich ein Gebet zur Verehrung und Anrufung des betreffenden Heiligen. So war es auch, als man uns den Sarg des hl. Karl öffnete. Als der Älteste unter den anwesenden Priestern mußte ich einen langen Kirchenrock anziehen, eine Stole anlegen und das vorgeschriebene Gebet verrichten. Der hl. Leib liegt in einem doppelten Sarg auf dem Altare; der äußere ist von Erz, reich versilbert und mit 60 kleinen Statuen von Silber verziert; der innere ist von fein geschliffenem Bergkristall, mit vielen Silberplättchen verbunden. Nun ward der äußere Sargdeckel weggehoben und wir konnten den großen Heiligen sehen in seinem vollen, mit kostbaren Edelsteinen prangenden erzbischöflichen Ornat. Sein hl. Leib ist, obwohl nun schon 293 Jahre seit seinem Tode dahin geschwunden sind, doch nicht zerfallen; ja seine Gesichtsbildung zeigt noch etwelche Ähnlichkeit mit dem Porträt, welches in der Sakristei der Kapelle aufbewahrt wird. Ringsum in der Kapelle sind kunstvoll in Silber gearbeitete Darstellungen aus seinem Leben, von seiner Geburt im Jahre 1538 bis zu seinem Tode Anno 1584. Da sieht man z. B. wie der Heilige sein ganzes Vermögen und all' seine Habe unter die Armen austheilt. Dort, wie er zur Zeit der Pest den Sterbenden den Trost der Religion spendet; hier wieder, wie ein gedungener Meuchelmörder eines Abends, als der Heilige in seiner Hauskapelle vor dem Altar knieend mit seinen Hausgenossen die Abendandacht verrichtete, auf ihn eine Pistole abfeuert, deren Kugel zwar

den Heiligen getroffen, aber ihn nicht verletzt hat. Und so noch manche andere Züge aus seinem Leben und seiner gesegneten Wirksamkeit bis zu seinem glorreichen Hinscheiden.

Nur ungern trennten wir uns von der hl. Stätte, wo der Leib desjenigen ruht, welcher für die Erhaltung und Belebung des wahren Glaubens in der katholischen Schweiz so viele große Opfer gebracht. Ist es ja er, der das sog. Mailänder-Stipendium für 24 kathol. Schweizer, welche Priester werden wollen, gestiftet und dadurch dem damaligen großen Mangel an ächt katholischen und braven Priestern auch in unserem Lande allmählig abgeholfen hat. Er ist es wiederum, der mit seinem vertrauten Freunde, Ritter und Landammann Melchior Lussi von Stans, dem bis auf den heutigen Tag so segensreich wirkenden Kapuzinerorden auch im Unterwaldner-Land Eingang verschaffte. Er war es auch, der unter der thätigen Mitwirkung des genannten Landammann Lussi und anderer kathol. Staatsmänner zur Gründung kathol. Lehranstalten die Einführung der Jesuiten in Freiburg und Luzern vorzüglich beförderte. Es wird ihm allerdings wegen all' diesen Wohlthaten die löbliche Eidgenossenschaft wohl schwerlich ein Denkmal setzen. Aber im Herzen des kathol. Schweizervolkes bleibt ihm ein ewiges Andenken. Und wenn wohl die Wenigsten den Trost haben, an seinem Grabe zu erscheinen, so wollen wir ihm in der Heimath fort und fort unsere Verehrung treu bewahren; und wenn wir in Stans beim Winkelriedhaus vorbeigehen, wo der große Heilige auf seiner Schweizerreise bei seinem Freund Ritter Lussi übernachtete und wo sich eine schöne Hauskapelle zu Ehren des hl. Karl befindet, oder wenn wir im obern Beinhaus beten, wo er auf dem Dreikönigen-Altar die hl. Messe gelesen, so wollen wir seiner gedenken und im Stillen zu ihm sagen: *Hl. Karl! bitt' für uns und unser liebes Vaterland!*

Nachdem das Herz seinen Theil hatte, war nun auch dem Auge wieder Etwas zu gönnen. Wir gingen, nicht etwa, wie im bekannten Volkslied, die Binschgauer um den Dom herum, sondern auf den Dom hinauf und zwar bis zu dem über 4 Meter hohen Marienbild (von Kupfer und vergoldet), welches auf der höchsten Spitze des Thurmes steht. 494 Stufen führen theils

von Jünen, theils von Müssen zu demselben hinauf. Man muß aber durchaus nicht meinen, daß es etwa einen Waghals braucht, um da hinauf zu gehen; denn da ist man so sicher, wie daheim hinter dem Ofen; und ich bin schon auf manche Kanzel hinauf gestiegen, wo es viel lebensgefährlicher ist, als auf den Dom von Mailand. Deshalb sieht man auch schüchterne Damen ohne Furcht den Dom bis zur höchsten Spitze besteigen. Es ist aber auch der Mühe werth, da hinauf zu gehen. Die Aussicht auf Stadt und Landschaft und auf die fernen mit ewigem Schnee bedeckten Schweizerberge ist gar so schön! Und das Allerschönste ist der Dom selber mit seinen tausenden von Thürmchen und Statuen und Verzierungen, Alles in herrlicher, gothischer Arbeit von weißem Marmor. Drum jetzt gehauset und gespart! Und wenn dann einst das große Loch am Gotthard fertig ist und es hat Einer Zeit und Lust zum Reisen, dann eines schönen Morgens auf's Dampfschiff und die Eisenbahn und dem freundlichen Mailand zu! Der Dom allein ist wahrlich eine Reise dahin werth!

Als wir wieder in das Innere des Domes zurückgekehrt, hatte eben das Hochamt nach sog. Ambrosianischen Ritus begonnen. Es war interessant für uns, dabei die hl. Gebräuche zu sehen, wie sie schon zur Zeit des hl. Ambrosius, also in den ersten Jahrhunderten der kathol. Kirche bestanden. Dieselben sind von den jetzt üblichen vielfach verschieden. So z. B. kommt das „Kyrie eleison“ mehrere mal vor; beim „Dominus vobiscum“ wendet sich der Priester nicht zum Volke; der Diakon singt das Evangelium nicht beim Altar, sondern auf der Kanzel; die Handwaschung ist erst unmittelbar vor der Wandlung. Am meisten wird man an die ersten Zeiten des Christenthums erinnert bei der Opferung. Da kommt der Priester vom Altar bis zum Eingang des Chores und da treten zehn Greise und zehn ältere Frauen in besonderer Kleidung vor und reichen Brod und Wein zum Opfer dar. Diese Gebräuche haben sich unter Zustimmung der Kirche aus Ehrfurcht gegen den hl. Ambrosius und zur Erinnerung an die uralte Kirche bis auf den heutigen Tag im ganzen Bisthum von Mailand erhalten. — Nachdem wir uns den Dom noch etwas näher betrachtet und namentlich auf einem Altar noch das schwere, hölzerne Kreuz

gesehen, welches der hl. Karl Borromäus zur Zeit der großen Pest Anno 1576 bei einer von ihm veranstalteten Bußprozession auf seinen Schultern getragen, wollten wir nun noch einem andern berühmten Heiligen Mailand's unsre Verehrung darbringen, nämlich dem hl. Kirchenlehrer Ambrosius. Unser Kalender hat Anno 1876 von diesem Heiligen erzählt, wie er vor bald 1500 Jahren dem mächtigen Kaiser Theodosius den Eintritt in die Kirche verwehrt und ihn in den Bann gethan habe. Wir wollten jedenfalls nicht von Mailand fort, ohne die Kirche zu sehen, wo diese große That des hl. Bischof stattgefunden hat. Als wir vor diesem Heiligthum standen, habe ich mir vorgestellt, als sähe ich den hl. Ambrosius in seinem bischöflichen Ornat, umgeben von seinen Priestern und Diakonen, unter dem Kirchenportal erscheinen; vor ihm der große Kaiser mit seinem ganzen Hofstaat. Es war mir, als hörte ich die ernstesten Worte, mit welchen der hl. Mann dem Kaiser sein Vergehen vorhielt und ihn mit der Kirchenstrafe belegte. Ich hatte recht Angst um den hl. Bischof und fürchtete, des Kaisers Zorn breche los gegen ihn. Aber Theodosius war nicht, wie die heutigen Großen, er war ein Christ und treuer Sohn der Kirche und hat sich in Demuth dem strafenden Wort seines Bischofs unterworfen. — Diese Kirche ist auch sonst noch höchst ehrwürdig. Denn hier war es ja, wo der große Augustin durch die Predigten des hl. Ambrosius und das Gebet seiner Mutter Monika bekehrt wurde. Die Kanzel von weißem Marmor ist noch da, auf welcher Ambrosius mit so wunderbarer Beredsamkeit und so großem Erfolg gepredigt hat; ebenso im Chor sein bischöflicher Stuhl, gleichfalls von weißem Marmor. Auch das Cruzifix, mit welchem der hl. Karl zur Zeit der Pest das Volk zu segnen pflegte, ist da zu sehen. Wir sahen daselbst auch eine eiserne Schlange, von welcher man behauptet, sie soll die gleiche sein, welche Moses in der Wüste aufgerichtet hat. In die Gruft des hl. Ambrosius konnten wir nicht hinuntersteigen, weil kein Sakristan da war.

Wer einmal nach Mailand geht, der soll ja nicht unterlassen, den neuen Friedhof zu besuchen; die prachtvollen Denkmäler für die lieben Verstorbenen sind jedenfalls einen Weg dahin werth. Da kann man ganze Familiengruppen in Lebens-

größe und in Porträts, kunstvoll in larrarischem Marmor gearbeitet, sehen; übrigens scheint auch in Mailand der Tod kein Alter zu schonen; denn wir sahen gar viele Statuen von Solchen, die in den schönsten Jahren ihres Lebens von seiner kalten Hand dahingerafft wurden. Eines ist mir auf diesem Friedhof aufgefallen: Bei manchen Gräbern war eine kleine Laterne angebracht, in welcher ein Lichtlein brannte. Das muß sich bei der Nacht eigenthümlich ausnehmen. Uebrigens gefiel mir dieser Gebrauch gar nicht übel; er ist ein Beweis, daß die Leute ihre lieben Hingeschiedenen nicht vergessen und gerne ein kleines Opfer für sie bringen. Auch ist es ein Sinnbild des ewigen Lichtes, das den Verstorbenen leuchten möge! Weniger schön ist es von den Mailändern, daß sie auf ihrem Friedhof auch eine Einrichtung für's Leichenverbrennen, für diesen Fortschritt des neuen Heidenthums, haben. Wenn ich nicht irre, so war es ein reicher Schweizer aus Zürich, der um schweres Geld diesen Leichnofen hat machen lassen und ihn den Mailändern geschenkt hat mit dem Vorbehalt, daß sie ihn verbrennen müssen, natürlich erst, wenn er todt sei. Der hätte sein Geld allweg für etwas Gescheideres verwenden können; und wenn er absolut gebraten sein wollte, so wäre für das in der andern Welt hinlänglich gesorgt.

Weil wir jetzt gerade vom Verbrennen reden, so kommt mir eben ein sehr trauriger Leichenzug in den Sinn, den wir in Mailand gesehen. Am Abend zwischen Tag und Nacht hat man die Leiche einer Frau bei unserm Gasthof vorbeigeführt, welche auf eine jämmerliche Weise ums Leben gekommen war. Sie war mit einem offenen Licht in den Keller gegangen, um Petroleum herauf zu holen. Dasselbe entzündete sich, und die arme Frau büßte ihre Unvorsichtigkeit mit dem Tode. Wie man uns nachher sagte, sind noch zwei andere Personen, welche ihr auf ihr Jammergeschrei zu Hilfe eilen wollten, verbrannt. Wie Viele müssen doch noch ihr Leben einbüßen, bis die Leute vorsichtiger werden!

Wenn ich bis dato meistens nur von Kirchen und von Todten geredet habe, so muß deshalb Keiner meinen, daß die Mailänder ein langweiliges Leben haben. Sie haben freilich viele und schöne Kirchen und wer Freud am Beten hat und am Gottesdienst, der hat Gelegenheit genug dazu.

Aber auch für Leute, die Freud an der Kunst haben, oder die Unterhaltung und Erholung suchen, haben die Mailänder fast zum Ueberfluß gesorgt. Es soll Einer nur die Gemäldesammlungen sich ein wenig ansehen, so wird er sich davon überzeugen. Freilich sollte Einer auch ein Bißchen Kunstkenner sein und das ist nicht Jedermanns Sache; aber auch für Unseren haben sie großes Interesse. Wenn man als Student und später noch oft von diesem und jenem weltberühmten Künstler etwas gehört oder gelesen hat und jetzt kann man da ihre Meisterwerke sehen, an denen sie manchesmal Jahre lang gearbeitet, so braucht man am Ende nur ein paar gesunde Augen zu haben, so hat man Freude daran und möchte Stunden lang in diesen Sälen verweilen, wenn man Zeit und Weil hätte. Aber es ist eine solche Anzahl von Kunstwerken zu sehen, daß man eine ganze Woche da bleiben müßte, wenn man sie alle etwas näher betrachten wollte. Am längsten verweilten wir im Konvent des ehemaligen Dominikanerklosters; dort ist das große, berühmte Meisterwerk von Leonard da Vinci, das letzte Abendmahl, vor halb 400 Jahren in Oelfarben auf die Mauer gemalt. Es stellt in Lebensgröße unsern lieben Heiland und die Apostel dar in jenem Augenblick, wo Christus sprach: „Einer von Euch wird mich verrathen“. Da ist das Angesicht eines Jeden mit solchem Ausdruck gemalt, daß man bei etwas aufmerksamer Betrachtung ihm fast ansieht, was er denkt und was sie zu einander sagen. Leider ist das große Kunstgemälde bedeutend beschädigt, was besonders daher kommt, weil Napoleon seiner Zeit das Kloster in eine Kaserne umgewandelt und den Speisesaal, in welchem sich das große Kunstwerk befindet, als Roßstall gebrauchte. Was doch der Krieg schon für Schaden gethan! Da hat wahrlich König David recht gehabt, daß er von den drei Landplagen, nämlich Krieg, Pest und Hungersnoth, von denen er eine auslesen mußte, die Pest gewählt hat. Er wird eben gedacht haben: Wenn ich eine von den zwei Andern wähle, so kommen zuletzt alle drei und noch viel dazu. Und doch haben heutigen Tags die Leut nicht den Verstand, ihre Sachen im Frieden abzutun; da wird gleich mit dem Säbel gerasselt und mit dem Gewehrkolben d'rein geschlagen; das heißt, die Leut hätten schon Verstand, aber die Großen eben nicht.

D'rum das ewige Militärten; so lang noch ein Baken Geld im Land ist, muß er noch versoldatet werden. Der Bismarck hat vor paar Jahren den Franzosen 5000 Millionen abgedrückt und jetzt muß er, wie man liest, schon wieder Geld entlehnen. Und frag nicht, für was? Eben wieder für's Kriegshandwerk. Und so käms im Kleinen auch gar bald im lieben Schweizerland, wenn nicht das Volk gescheider wär, als seine Regenten.

Was mir in Mailand und überhaupt in Italien, wenn ich mich da säßhaft machen wollte, nicht wohl gefiel, das ist das Geläut. Da meint man immer, wenn sie läuten, man höre die Kirchenguhr schlagen, bald schneller, bald langsamer. Es ist recht sonderbar, daß die Italiener, die sonst so viel Sinn für das Schöne und für etwas Feierliches und Großartiges haben, an solchem langweiligen Geklingel Freude haben können. Daheim machts mir allemal Verbruß, wenn unsre Ministranten hin und wieder so lahm und zahm läuten, daß die Glocken meistens nur auf einer Seite anschlagen; und jetzt mußte ich fast 7 Wochen lang größtentheils solch trauriges Geläute in den Ohren haben. Nun, gäbs nichts Bösers. Aber sonst ist nicht bald etwas Schöneres und Erhebenderes, als ein feierliches Glockengeläute. D'rum gefällt's mir allemal so wohl, wenn ich z. B. in Engelberg bin, oder in Einsiedeln und sie da am frühesten Morgen zur Mette läuten. Es ist Einem allemal, man möchte gleich hin eilen ins Chor und da einstimmen in den Lobgesang Gottes und seiner Heiligen!

Einigen Ersatz für das langweilige Geläute finden die Mailänder in ihren öffentlichen Gärten mit ihren schönen Alleen, Anlagen und Spaziergängen. Wenn man all diese Naturschönheiten und Kunstanlagen betrachtet und da sieht, wie mancherlei fremdländische Thiere so munter und fröhlich herumspringen und allerlei Geflügel mit den buntesten Farben sich badet und sonnet, so wird man gar lebhaft ans irdische Paradies erinnert. Doch Eines fehlt — es fehlt der Mensch in seiner ursprünglichen Heiligkeit und Glückseligkeit! —

V.

Unter den Verdrießlichkeiten, die man auf Reisen hat, ist nicht die kleinste, daß man oft in den Wirthshäusern, wenn man am Morgen früh

auf die Eisenbahn will, nicht zur rechten Zeit geweckt wird. Und es ist den Angestellten eigentlich zu verzeihen; denn am Abend kommen sie nie zur Ruh und da können sie sich dann leicht verschlafen. Da machen nun, so viel ich wenigstens erfahren habe, die Italiener eine ehrenhafte Ausnahme. Wenn wir schon um 3 Uhr oder noch früher auf die Eisenbahn fahren wollten, so wurden wir immer früh genug geweckt und rechtzeitig war Alles parat, so daß wir nie eilen mußten. So war es auch in Mailand. Als wir am frühen Morgen mit dem ersten Zug verreisen wollten, mußten wir noch fast eine halbe Stunde auf dem Bahnhof warten, bis der Zug abging.

Von Mailand bis Bergamo ist eine ungeheure Ebene; wir sahen nicht einmal einen Hügel. Auf den Feldern sieht man lange Reihen von kleinen, zwergartigen Bäumen, welche auf Wiesland und Kornfeldern zu Tausenden gepflanzt werden. Man findet sie überall durch ganz Italien. Es sind Maulbeerbäume, deren zartes Laub den Seidenraupen zur Nahrung dient. Nach der großen Zahl dieser Bäume zu schließen, muß in Italien die Seidenzucht ziemlich betrieben werden.

Der Schnellzug brachte uns bald nach Bergamo; diese Stadt ist sehr schön auf einem Hügel gelegen, nämlich die alte Stadt, während eine neue am Fuß desselben liegt. Weil wir uns aber nicht aufgehalten, so will ich auch nichts weiter von ihr erzählen. — Bei Grumello sahen wir eine Kirchenguhr, die nur 6 Zahlen auf dem Zifferblatt hat. — In Breszia haben wir gesehen, wie vier Landjäger zwei junge Männer, welche mit Ketten an einander gebunden waren, transportierten. Noch so jung und schon so unglücklich! — Was mögen sie wohl verübt haben? Und was wird wohl aus ihnen werden? Ich weiß es nicht. Sie dauerten mich, die zwei Armen und ich habe darüber nachgedacht, was wohl schuld an ihrem Unglück sein mag. Vielleicht haben sie ihre Eltern früh verloren oder sonst keine gute Erziehung gehabt? Oder sie sind unter schlechte Leut gekommen? Ohne Zweifel haben sie die Gnadenmittel der hl. Religion versäumt und sind so allmältig auf Abwege gerathen und endlich dem Laster ganz in die Arme gefallen. Es wäre auch möglich, daß das böse Beispiel von

Oben sie zu Diebstahl und Gewalthätigkeiten verleitet hätte. Auch mag die heutige Gesetzgebung zu ihrem Unglück beigetragen haben; denn heutigen Tags will man ja, wenn man Gesetze macht, keine Rücksicht mehr nehmen auf Gott und seine hl. Gebote. Der Lumperei und Lächerlichkeit wird allenthalben Vorschub geleistet; hingegen der kathol. Kirche, wenn sie an der Besserung der Menschen arbeiten will, werden alle mögliche Hindernisse in den Weg gelegt. Der Staat will ohne Religion sein und das merken sich leichtsinnige Leute und wollen auch keine mehr haben und so kann es denn eben so weit kommen, daß die Kirchen immer leerer und die Zuchthäuser immer voller werden.

Weil ich soeben von den Landjägern geredet, so will ich jetzt gerade hier sagen, daß mir dieselben in Italien sehr gut gefallen haben. Es sind dieselben wirklich durchweg sehr hübsche, saubere Burschen und nett gekleidet und was besonders zu loben ist, sehr höflich gegen die Reisenden. Es hatte wir bei meiner Abreise ein Offizier, der in Italien gebient, nebst andern guten Anleitungen auch den Rath erteilt, wenn ich etwas zu fragen habe, mich an die Geistlichen oder an die Landjäger zu wenden, da werde ich Höflichkeit und Dienstgefälligkeit finden. Ich folgte seinem Rath und habe stets erfahren, daß er mir gut gerathen. Wie nett und proper die Landjäger auftreten, so ärmlich schienen mir die Rekruten gekleidet zu sein. Das hat mir übrigens gar nicht so übel gefallen. Das Militär kostet ja sonst ein Heibengeld und ich sehe nicht ein, warum der Soldat schlechter sein soll, wenn er ganz einfach, aber commod, gekleidet ist.

Von Breszja an ist die Landschaft wieder etwas bergig; die Erde vielfach rothfarbig, weil sie eisenhaltig ist. — Von der Eisenbahn aus sahen wir in einiger Entfernung das Schlachtfeld von Solferino, wo Anno 1859 den 24. Juni die Oesterreicher nach langem, heißem Kampf von Napoleon geschlagen wurden. Da gäbs wieder Mancherlei zu denken; doch ich wollte mir meine schöne Reise nicht immer mit wehmüthigen Gedanken und mit Aerger und Verdruß verbittern; ich wendete meine Augen ab und lenkte meine Blicke mit Wohlgefallen auf den schönen, großen Garda-See, bei welchem wir eben vorbeidampften.

In Verona stiegen wir aus, um uns da-

selbst einige Stunden aufzuhalten. In einer Stadt von 60,000 Einwohnern und so vielen Sehenswürdigkeiten und Alterthümern sollte man eigentlich länger Halt machen. Aber einerseits war das Wetter sehr ungünstig, es regnete fast den ganzen Tag; andererseits hat man uns tüchtig geschunden und endlich haben wir in Verona einen ziemlich starken Vorgeschnack von italienischer Zubringlichkeit und überschwänglicher Bettelei bekommen. Wenn man in eine Kirche hineingeht, so muß man sich zuerst durch ein Heer von Bettlern und Tagdieben hindurch arbeiten, und ist man hinein, so hat man sicher schon ein paar dienstbare Geister an der Seite, die Einen halb todt reden, aber natürlich nicht umsonst; denn wenn man wieder hinaus will, so streckt Alles die Hände und will ein paar Solbi und was man auch geben mag, so murren sie noch und sind nie zufrieden. Derjenige, der sich uns in der Arena als Begleiter aufgedrungen, verlangte geradezu ein Trinkgeld von zwei Franken, wurde aber dann von einem Andern tüchtig gerüffelt, nicht etwa, daß er zuviel gefordert, sondern weil er nicht mit ihm theilen wollte. Am Ende mußte er ihm etwas davon geben und muthmaßlich hatten sie — den „Schleick“ mit einander. Aber item, die Arena von Verona zu sehen, ist mehr als das werth. Stellet Euch unsern Landsej-meindeplatz zu Wyl an der Aa vor, aber so groß und so hoch, daß auf den ringsum laufenden, über einander gebauten Sitzbänken von Marmor 25,000 Menschen bequem sitzen oder noch mehr als einmal so Viele stehen können, so habt Ihr einigermaßen eine Vorstellung von der Arena oder dem Amphitheater von Verona. In der Mitte ist ein großer ebener Platz; innerhalb der Mauern, welche das Ganze umgeben, sind viele schauerliche Kerker angebracht, ebenso mehrere Behälter, wo ehemals wilde Thiere aufbewahrt wurden. Dieses kolossale Gebäude, welches jedenfalls 1600 Jahre alt ist, hat sich von allen ähnlichen in Italien noch am besten erhalten. Es wundert nun vielleicht den Eint und Andern, wozu dieses Amphitheater gebraucht worden sei. Haben etwa da die alten Heiden ihre Landsej-meinde gehalten? Nun ein hübscher Platz wärs allweg für das und es müßte sich schön ausnehmen, wenn so 25,000 freie Männer da beisammen wären und mit jubelndem Mehr sich

ihre Landesväter wählten. Aber das Amphitheater war nicht für solche Verhandlungen freier Männer gebaut; es war gebaut für Schauspiele, vor denen sich jedes menschliche Gefühl entsezt. Wer auch schon hin und wieder an eine Komödie gegangen, wo z. B. ein Ritterspiel aufgeführt wurde, der hat da vielleicht gesehen, wie sie da mit blanken Schwertern auf einander eingehauen oder Einer dem Andern den Dolch in's Herz gestossen und wie sie dann zusammengesunken und nach einigen Zuckungen aschenbleich geworden und gestorben sind. Nun da ist's nicht gerade sehr gefährlich, haben sie ja meistens nur hölzerne Säbel, und wenn der Vorhang gefallen, so stehen die Todten wieder auf und kommen im Lustspiel wieder zum Vorschein und kein Mensch merkte ihnen an, daß sie vor einer halben Stunde des Helbentodes gestorben wären. Ganz anders war's bei den alten Heiden im Amphitheater; da war's leider! blutiger Ernst. Da mußten dem gaffenden Volke zur Kurzweil die armen Sklaven oder die Kriegsgefangenen auf Leben und Tod miteinander fechten, daß das Blut in Strömen floß und Hunderte von Leichen auf dem Plaze blieben. Und wenn man dem schaulustigen Volke einen erhöhten Genuß bereiten wollte, so wurden die armen Gefangenen in die Arena geführt und dann hat man die hungrigen Löwen und Tiger und andre wilde Thiere aus ihren Stallungen auf sie losgelassen und dieselben noch geneckt und gehetzt, bis der letzte Mann von ihnen zerfleischt und zerrissen todt am Boden lag. Diese Todesart wurde namentlich mit Vorliebe gegen die Christen angewendet, weil sie den Glauben an Christus nicht verläugnen wollten. Und da wurde kein Alter und kein Geschlecht geschont. Ehrwürdige Greise, hochbetagte Matronen, Junglinge und Jungfrauen im zartesten Alter wurden um ihres christlichen Glaubens willen den wilden Thieren vorgeworfen. Und zu solchen blutigen Spielen strömte der höhere und niedere Pöbel aus der ganzen Stadt zusammen, klatschte Beifall und jubelte aus vollem Halse, während die wilden Bestien ihre Opfer verzehrten. Und solche gräuelfhafte Spiele wurden im Römerreich eingeführt zu einer Zeit, in welcher Kunst und Wissenschaft blühte und wurden von einer sogenannten gebildeten Nation überall, selbst in fremde Welttheile verbreitet. Diese blutige „Kurzweil“ ge-

hörte 300 Jahre lang zu den beliebtesten Volksfesten, bis endlich die Macht des Christenthums sie verdrängte. Da sieht man also, was sog. Bildung und Aufklärung nützt, wenn das Christenthum fehlt. Also nur wacker abgefahren mit allem Christlichen aus der Schule und Familie! Nur heraus mit der Religion aus dem Staat und der Gesetzgebung! Nur tüchtig vorwärts mit der Verfolgung der kathol. Kirche, damit ja der Unglaube und das neue Heidenthum recht in's Kraut schieße! Und alle Lumperei und Lüderlichkeit möglichst unterstützt! Was gilt's, Ihr bringt's wieder dahin, daß das Volk um kein Haar besser sein wird, als es zu jener Zeit war, wo es im Amphitheater zu Verona und anderswo den blutigen Schauspielen zujubelte! — Dummheiten das! werden die Männer des religionslosen Staates sagen. Laßt uns nur machen; wir wollen Euch zeigen, daß man ein Volk auch ohne Religion und Christenthum bilden kann. Die Kirche ersetzen wir mit den religionslosen Schulen, statt dem Evangelium geben wir den Leuten das Gesetzbuch, statt dem Rosenkranz ein Vetterli-Gewehr in die Hand, statt in die Christenlehre führen wir unsre Buben auf den Turnplatz, aus den Klöstern machen wir Kasernen, statt dem Himmel versprechen wir den Unsrigen eine gute Anstellung, statt der Hölle brohen wir mit dem Zuchthause und an die Stelle Gottes setzen wir den allmächtigen Staat. Und Ihr werdet sehen, das Volk wird so zahm werden, daß es uns sogar aus der Hand frißt. So meinen die Regenten das Christenthum überflüssig zu machen. Aber haben denn die Herren schon vergessen, was in den 90er Jahren aus Frankreich geworden, nachdem man die Religion abgeschafft und an ihre Stelle nur die Aufklärung gesetzt? Oder wissen sie schon nichts mehr von der Herrschaft der Kommunisten in Paris vor bloß 7 Jahren? Von jenen Mordbrennereien und entseßlichen Gräueltthaten, von welchen ein französischer Missionär als Augenzeuge gerichtlich deponirte, daß er in den 25 Jahren, die er bei den Wilden verlebte, nie solche Ausbrüche menschlicher Leidenschaften gesehen habe, wie er sie in dem sog. gebildeten Paris wahrgenommen. Nimmt man also dem Volke die Religion, so wird das Heidenthum mit seinen Gräueln wiederkehren und es braucht dann

nicht einmal mehr wilde Thiere, wie einst im Amphitheater zu Verona, um den Blutdurst des Pöbels zu befriedigen; Menschen ohne Religion werden am Ende die gleichen Dienste thun.

Mit einer gewissen Wehmuth hatten wir die Arena mit ihren schauerlichen Kerkern uns allseitig angesehen, jedoch nicht ohne ein Gefühl der Ehrfurcht für jene Glaubenshelden, welche da einst mit unerschrockenem Muth für Christus ihr Blut und Leben geopfert haben. Als Andenken an sie pflückte ich mir ein Kleeblatt, welches auf dem Boden gewachsen, welcher einst mit dem Blute der Märtyrer getränkt ward; auch einzelne kleinere Steine aus ihren dunkeln Gefängnissen ließen wir mitgehen. Wir hatten noch Zeit, einige alte Kirchen zu besuchen; so unter Andern eine Marien-Kirche, welche der berühmte Papst Alexander III. im Jahre 1177 gebaut haben soll; ebenso die sehr schöne gothische Kirche der hl. Anastasia aus dem 13. Jahrhundert. In dieser Kirche haben wir auch zwei Bettler gesehen, die zu unsrer Verwunderung uns ungeschoren vorbeigehen ließen; sie sind eben von Marmor, äußerst kunstvoll gearbeitet und tragen die Weihwasserbecken. Sehr schön sind auch die Chorstühle aus dem 13. Jahrhundert und viele kostbare Gemälde von berühmten italienischen Meistern. In einer Nische von rothem Marmor sahen wir ein berühmtes Marienbild aus dem 14. Jahrhundert. Ich hätte überhaupt in Verona und anderswo manchesmal gewünscht, es wären unsre Alterthums-Liebhaber bei uns; da hätten sie gewiß einen reichen Genuß gehabt, aber auch, wie wir, vielleicht manche Versuchung gegen das Gebot: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut. Nun wir haben die Versuchung glücklich überwunden, obwohl wir Vieles gesehen, das unserem Museum in Stans auch wohl anstünde.

Doch jetzt ist es Zeit, abzubrechen; der Drucker winkt bereits ab. Die lieben Leser müssen jetzt vorlieb nehmen mit dem Wenigen, was ich bieten kann. Schenkt mir Gott das Leben, nun so komme ich über's Jahr wieder und hoffentlich etwas früher als heuer. Dann fahren wir da wieder fort, wo wir jetzt aufgehört haben. Muthmaßlich kommen wir dann wenigstens bis nach Rom. Da es aber noch lange ist bis über's Jahr im andern Sommer, so will ich vorläufig kund und zu wissen thun,

daß unsre Reise eine sehr glückliche war und daß wir, was die Hauptsache ist, den hl. Vater, trotz seiner 86 Jahre, in bestem Wohlfsein angetroffen haben. Möge Gott diesen großen Papst, diesen größten Mann des 19. Jahrhunderts, seiner hl. Kirche zu Schutz und Schirm von Wahrheit und Recht, zu Nutz' und Frommen von Kunst und Wissenschaft, zum Trost und Heil der leidenden Menschheit noch lange Jahre erhalten! Mit diesem Wunsche schließt den ersten Bericht „aus dem Tagbuch eines Römer-Pilgers“ der Verfasser

Stans, an St. Clemenz-Tag 1877.

N. Niederberger, Pfr.

Anekdoten.

1.

Ein Landmann, der furchtbar an Zahnschmerzen litt, entschloß sich, den schadhafte Zahn ausreißen zu lassen. Er trat in eine Barbierstube ein. Der Zahnkünstler setzte den Patienten auf einen kleinen Stuhl. Der Lehrling mußte dessen Kopf halten, während der Meister das Brecheisen anlegte und nach einer halbstündigen Operation, während welcher dem Bauer Hören und Sehen verging, den Zahn herausbrachte. Ohne ein Wort zu sprechen, legte derselbe nach erfolgter Kur seine zwölf Kreuzer auf den Tisch und wollte sich entfernen. „Hr. Landsmann“, rief der dicke Operateur nach, „Ihr habt ja Euern Hut liegen lassen“. Brauch' kein' Hut mehr, antwortete abwehrend das Bäuerlein, ich spür ja auch kein' Kopf mehr.

2.

„Sie, Herr Maler“, bat ein dickmaustiger Metzgermeister, machen Sie mir eine Aushängetafel. Schreiben Sie darauf: Sebastian Brummer, Mastochsenmetzger, und in die Mitte machen Sie einen großen, fetten Ochsen, damit man von weitem sieht, wer ich bin.